[Sulzer, Johann Georg]

Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

Erster Theil.

Zum Gebrauch der letzten Classe
des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Audibertschen Hause, auf der Schloßfreiheit.
1780.

1989.2

Stadtbibliothek
Augsburg

Nachricht.

Die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit u. s. f. sollen in verschiednen Classen den Schüler, oder, mehrere Jahre des Privat-Unterrichts hindurch, den jungen Leser beschäftigen. Deswegen waren für die noch schwache Fähigkeiten leichtere, für reifere Fähigkeiten allmählig mehr Nachdenken fordernde Materien erforderlich; und es ward nothwendig, verschiedene Abtheilungen zu machen. Je bestimmtere Regeln man bey der Wahl der Materien, und für den Umfang, den man jeder derselben zugestehen wollte, sich festsetzte; je genauer man diese Regeln zu befolgen suchte: desto eher mußte bey der dritten Ausgabe das Buch noch beträchtlich stärker werden, als bey der zweyten. So wurden aus jenen nothwendig befundnen Abschnitten, so viel Bände. Der erste und zweyte wird jetzt ausgegeben, der dritte weniger stark, als der zweyte, folgt in der Michaelismesse. Obschon

diese

diese Bände der erste, zweyte, dritte Theil der Vorübungen heissen, so wird jeder derselben doch auch einzeln verkauft werden; so daß man den zweyten oder dritten allein, ohne Schwürigkeit, so wie den ersten bekommen kann. Die Vorrede des sel. Prof. Sulzers, welche eine Anleitung zum Gebrauch des Buchs enthielt, wird für die Lehrer besonders abgedruckt, und es wird eine neue Anleitung zum Gebrauch der in dieser Ausgabe gemachten Veränderungen angehängt werden. Beyde machen sodann den vierten Theil des Buchs aus, und dieser wird wiederum besonders zu haben seyn, und auch in der Michaelismesse fertig werden.

Berlin den 4. April 1780.

Von vierfüssigen Thieren kennet der Mensch bis jetzt etwan zweyhundert Gattungen.

Die warmen Länder haben ihre Gattungen, die ihnen eigenthümlich sind.

Der Löwe.

Der Löwe ist vier bis fünf Fuß hoch, und etwan neun Fuß lang. In ihm vereinigt sich die größte Stärke mit der größten Leichtigkeit. Sein Körper scheint aus lauter Nerven und Muskeln zu bestehen, und ist weder mit Fleisch noch mit Fett überladen. Seine Stärke verräth sich durch die erstaunenden Sätze und Sprünge, durch die Schwingung seines Schwanzes, womit er Menschen zu Boden schlägt, durch die Kraft, seine Mähne, ohne daß er den Kopf bewegt, zu schütteln, so daß sie nicht allein sich sträubet, sondern auch auf beyden Seiten umherfliegt. Er hat so starke Zähne, daß er alle Knochen ohne Mühe zermalmet, und seine lange Zunge

ist so scharf, daß sie allein hinreicht, die Haut abzuschälen, und das Fleisch von den Knochen wegzulecken. Sein Blick ist fürchterlich, er sieht bey Nacht wie die Katzen, schläft wenig, und erwacht leicht. Sein Brüllen, welches seine ordentliche Stimme ist, wird Meilenweit gehört, und tönt in der Wüste wie das Krachen des Donners. Sein Gang ist stolz, ernsthaft und langsam, wiewohl allezeit nach einer schiefen Richtung. Springt er aber nach einem Thier, so thut er einen Satz zwölf bis funfzehn Schuh weit, fällt darüber her, umklammert es mit den Vordertatzen, zerreißt es mit den Klauen, und zerknirscht es mit den Zähnen. Er frißt wenigstens funfzehn Pfund rohes Fleisch: doch ist ihm der Durst weit unerträglicher. Wenn er jung, und mithin leicht ist, so fehlt es ihm in seinem gewöhnlichen Aufenthalt, den grossen Wüsteneyen, wo es wilde Thiere in Menge giebt, nicht an Nahrung. Wird er aber alt, und zur Jagd schwerfällig, so nahet er sich bewohnten Oertern, und wird Menschen und Vieh gefährlicher; indessen fällt er allezeit eher das letzte, als die ersten an. Kameelfleisch und junge Elephanden sollen ihm die liebste Mahlzeit seyn.

In den ungeheuern Einöden der heissesten Länder finden sich Löwen in ziemlich grosser Anzahl, und äussern ihre Kräfte gegen alle Thiere, die ihnen aufstossen. Da sie dort die Menschen nicht kennen, fürchten sie sich auch nicht, und trotzen ihren Waffen. Die Wunden setzen sie in Wuth, ohne sie bestürzt zu machen, und selbst, wenn der Löwe bey einem harten Kampfe von Kräften erschöpft ist, kehret er doch nie dem

Feinde

Feinde den Rücken. Dahingegen verlieret der Löwe, der sich nicht ferne von den Städten und Dörfern aufhält, viel von seinem Muthe. Ein Hottentot wagt es, ihm dicht auf den Leib zu gehen, und mit einem Wurfspieß ihn anzugreifen, ja der Löwe lernt die Uebermacht des Menschen endlich so kennen, daß er sich nicht erkühnt, auf ihn los zu gehen, vor seiner Stimme flieht, ja wohl von Weibern und Kindern sich das geraubte Schaf wieder abjagen lässet.

Man jaget die Löwen mit grossen Hunden, welche aber immer von Leuten auf gut abgerichteten Pferden müssen angetrieben und gehetzt werden. Man fängt sie auch in Fallstricken, oder tiefen Gruben, die man obenher dünne bedeckt, und daselbst ein lebendes Thier befestiget. So bald der Löwe gefangen ist, wird er sanftmüthtg, und nimmt man die ersten Augenblicke wahr, da er ganz bestürzt, und gleichsam beschämt ist; so kann man ihm eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen, und ihn führen, wohin man will.

Oft nimmt er in der Gefangenschaft sanftere Sitten an, gehorsamt, und schmeichelt der Hand, die ihm Speise reicht. Ja die Geschichte erzählet uns von Löwen, die vor Triumphwagen gespannet, in den Krieg und auf die Jagd mitgenommen worden, und ihrem Herrn so getreu waren, daß sie nur gegen dessen Feinde ihre Stärcke und ihre Wuth äusserten.

Es wurde einst in Rom ein grosses Thiergefecht gegeben. Unter den vielen wilden Thieren befand sich ein Löwe, der wegen seiner ungewöhnlichen Grösse und Schönheit aller Zuschauer Augen auf sich zog. Unter denen, die

mit diesem Thiere kämpfen sollten, wurde auch ein verurtheilter Sclave mit Namen Androklus aufgeführt. Als diesen der Löwe von ferne zu Gesicht bekam, stund er gleichsam für Verwunderung stille, und gieng endlich ganz sanft und liebreich, gleich als ob er ihn kennte, auf ihn zu, fieng an wie ein Hund mit dem Schwanze zu wedeln, und dem Sclaven, der vor Schrecken schon halb todt war, Hände und Füsse zu lecken. Androklus wagte es endlich, den Löwen anzusehen. Hier schienen beyde einander zu erkennen, und der unvermutheten Begegnung sich zu erfreuen. Die Zuschauer erhoben voll Verwunderung ein Geschrey, Der Kayser ließ den Androklus holen, und fragte ihn, ob er die Ursach wüßte, warum er der einzige wäre, den dieser schreckliche Löwe verschonet habe? Androklus erzählte darauf folgende Begebenheit.

Als ich mich von meinem Herrn, der in Afrika sich aufhielt, durch die Flucht entfernt hatte, suchte ich mich in den einsamsten Wüsteneyen zu verbergen. Einst fand ich in der Stunde der brennendesten Hitze eine abgelegene Höle, in die ich mich rettete. Bald darauf kam dieser Löwe mit einem lahmen und blutigen Fuß, und gab seinen peinlichen Schmerz durch ein klägliches Aechzen und Gemurmel zu erkennen. Sobald er mich erblickte, gieng er ganz sanft auf mich zu, hob seinen Fuß nach mir auf, gleichsam als ob er bäte, daß ich ihm helfen sollte. Hier wurde ich einen grossen Splitter gewahr,

wovon der Fuß äusserst geschwollen war. Ich zog ihn heraus, drückte den Eiter aus der Wunde, und reinigte sie. Da er seine Schmerzen durch meine Hülfe gelindert fühlte, legte er mir den Fuß in die Hand, und schlief ein: und von der Zeit lebte ich mit ihm drey Jahre lang in derselben Höle, und von einerley Kost. Denn von dem Wildpret, das er jagte, brachte er mir die besten Stücke, die ich an der Mittagssonne dörrte. Endlich war ich dieses Lebens überdrüßig, verließ die Höle in des Löwen Abwesenheit, irrte drey ganzer Tage umher, und wurde von Soldaten gefangen genommen und wieder zu meinem Herrn gebracht, der mich sogleich zum Tode verdammte, und zwar, daß ich den wilden Thieren sollte vorgeworfen werden. Vermuthlich ist dieser Löwe, der sich meiner kleinen Wohlthat so dankbar erinnert, binnen der Zeit ebenfalls gefangen genommen worden.

Dies alles wurde sogleich dem Volke bekannt gemacht. Jedermann bat, daß dem Androklus die Strafe erlassen, er in Freyheit gesetzt, und ihm der Löwe zum Geschenk möchte gegeben werden. Er gieng hierauf in der Stadt umher, und führte denselben an einem Seile. Die Leute gaben ihm Geld, bewarfen den Löwen mit Blumen und riefen ihm zu: dieser Löwe war der Gastfreund des Mannes, und dieser Mann der Arzt des Löwen.

Nicht selten werden im Tower zu London Löwen gehalten, welche jeder, der den Wärtern einige Groschen bezahlt,

sehen kann. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Hund oder eine Katze solchem Thiere zur Nahrung von denjenigen mitgebracht wird, welche Geld sparen wollen.

Unter andern hatte jemand ein schönes schwarzes Hündchen auf der Straße weggefangen, welches, so wie viele vor ihm, in das Behältniß eines Löwen geworfen wurde. Das arme kleine Thier zitterte bey dessen Anblick, krümmte sich, warf sich auf seinen Rücken, steckte seine Zunge heraus, und hielt seine Pfötchen in der Stellung eines Bittenden empor. Mittlerweile sah der Löwe das Thierchen, statt es zu verschlingen, mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Pfote um, dann wieder mit der andern, beroch es, und schien begierig zu seyn, eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Als dies der Wärter sah, brachte er eine grosse Schüssel mit seiner eignen Hauskost. Der Löwe hielt sich aber von ferne, und weigerte sich zu fressen. Er richtete stets seine Augen auf den Hund, und lud ihn gleichsam ein, es zu kosten. Endlich da sich die Furcht des kleinen Thieres etwas gelegt hatte, und sein Appetit durch den Geruch der Speisen erweckt wurde, näherte es sich langsam, und wagte zitternd davon zu fressen. Darauf kam der Löwe sachte herbey, und fing an mitzufressen, und beyde vollendeten freundschaftlich die Mahlzeit.

Von

Von diesem Tage an fing sich die genaueste Freundschaft unter ihnen an, so, daß der Hund sich auch in die Klauen und unter den Rachen seines fürchterlichen Gönners schlafen legte. Wenn man ihnen zu Essen brachte, so machte sich das kleine Thier gleich darüber her, und wollte sich nach Hundesart alles gern allein zueignen. Es hielt seine Pfoten darüber, knurrete, bellte, und fuhr dem Löwen keck ins Gesicht. Das großmüthige Thier aber wurde über seinen Gesellschafter gar nicht böse, ja rührete nicht einen Bissen an, bis ihm sein Liebling stillschweigend die Erlaubniß darzu gegeben. Wenn sie beyde satt waren, und sich der Löwe bisweilen streckte, um zu ruhen; so ließ es der Hund oft nicht zu, lief und sprang um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn bald mit seinen Pfoten auf den Kopf, zupfte ihn bey den Ohren, und biß ihn, wobey das edle Thier aber von keiner andern Empfindung gerühret zu werden schien, als von Vergnügen und Wohlgefallen.

Ungefähr ein Jahr darnach wurde das kleine Hündchen krank und starb. Einige Zeitlang schien der Löwe zu glauben, als ob sein Liebling schliefe. Er fuhr fort ihn zu beriechen, rührte und bewegte ihn mit seiner Nase, und kehrte ihn mit seiner Pfote um. Da er aber alle seine Bemühungen, ihn zu erwecken, vergebens fand,; so gieng er in seinem Behältniß mit einem schnellen und unruhigen Schritte von einem Ende zum andern; darauf stand er stille, und sah mit einem stei-

sen und traurigen Blick auf ihn herab; alsdann hob er seinen Kopf in die Höhe, öfnete seinen erschrecklichen Rachen, und brüllte einige Minuten hinter einander fort, wie ein entfernter Donner. Man versuchte den todten Körper von ihm hinweg zubringen. Er bewachte ihn aber unaufhörlich, und wollte ihn nicht anrühren lassen. Der Wärter bemühete sich darauf, ihn durch mancherley Speisen zu reizen: allein er kehrte sich von allen mit Eckel weg. Man setzte einige lebendige Hunde in sein Behältniß, und diese zerriß er sogleich in Stücken, ließ aber ihre Glieder auf dem Boden liegen. Bald schlug er mit seinen Klauen in die Bohlen, und riß große Splitter davon herunter, dann erschütterte er wieder die Stangen seines Behältnisses; alsdann streckte er sich als ganz abgemattet über dem Ueberbleibsel seines geliebten Gesellschafters, zog ihn mit seinen Pfoten an sich, und legte ihn an seine Brust. Diese stumme Betrübniß ward noch einigemal durch ein fürchterliches Brüllen unterbrochen. Und so trieb er es fünf Tage lang, und verfiel nach und nach, bis er an einem Morgen todt gefunden wurde, da er seinen Kopf freundschaftlich auf den Körper seines kleinen Freundes gelegt hatte.

Der Elephant.

Die größten Landthiere sind die Elephanten. Sie gehen gemeiniglich Truppweise, und denn schaden sie niemanden. Wenn

Wenn sie sich aber vom Trupp trennen und einzeln gehen, sind sie gefährlich, und fallen die Menschen an. Sonst aber wenn sie etwas zahm gemacht sind, lassen sie sich gut lenken. Macht man sie aber zornig, so sind selbst ihre Führer in Lebensgefahr. Doch kann man sie mit brennenden Schwärmern schrecken, die man auf sie wirft. Man braucht sie zur Fortbringung grosser Lasten im Kriege und auf Reisen. Doch sind sie nur für vornehme und reiche Leute, weil sie sehr kostbar zu unterhalten sind.

Man kan einen Elephanten unterrichten, manigfaltige und für ein so grosses Thier künstliche Dinge mit seinem Rüssel vorzunehmen, sobald es nur sein Führer will. Dieser sitzt auf des Thieres Nacken, wenn er die Exercitien mit demselben im freyen Raume vornimmt, und regieret es mit einem kleinen eisernen Stocke. Man hält dafür, daß ein Elephant an hundert Jahr alt werde.

Der Rhinoceros.

Der Rhinoceros oder das Nasehorn ist nach dem Elephanten das größte Thier der warmen Länder in Afrika und Asien. Seinen Namen hat es von einem dicken und starken Horne, so es gleich oben an der Nase trägt. Dieses Thier hat in der Gestalt viele Aehnlichkeit mit dem Schweine. Seine Haut ist ohne Haare, sehr hart und unbiegsam, und hat viele Falten, die dem Thiere ein Ansehen geben, als wenn es mit einem Harnisch bedeckt wäre. Es ist auch in der That fast unverletzlich. Mit seinem Rüssel kann es durch Hülfe des

Horns

Horns die Erde aufreissen und ganze Bäume mit den Wurzeln ausheben. Es wird nicht zahm gemacht, wie der Elephant, und scheinet überhaupt nicht tüchtig, ein Hausthier zu werden.

Das Kameel.

Das Kameel ist ein im ganzem Orient sehr brauchbares Thier, und zu weiten Reisen durch die Wüsten ungemein geschickt, weil es acht bis zehn Tage ohne Trinken leben kann. Es lebt auch, ob es gleich eine ziemliche Grösse hat, nur von weniger Speise. In Persien haben die Kameelen nur einen, in Indien und Arabien aber zwey Buckel oder Höcker. Die größten können eine Last von zwölf bis dreyzehn hundert Pfund tragen. Die kleinen bringen nur sieben hundert Pfund fort. Sie werden abgerichtet, sich von selbst mit dem Bauch auf die Erde zu legen, wenn sie sollen beladen werden. Sie schlafen auch in keiner andern Stellung. Im Frühjahr verlieren sie alles Haar, so daß sie alsdenn wie ein abgebrühetes Schwein aussehen. Alsdann beschmieret man ihre Haut über und über mit Fett, damit sie nicht von den Mücken leiden. Eines ist an dem Kameel sehr besonders. Man lehret es, nach gewissen Tönen in einer Art von Takt laufen, und es richtet seine Schritte wirklich so ein, daß es nach Verschiedenheit des Takts bald langsamer, bald schneller fortläuft. Eine gewisse Art von Kameelen dienet auch sehr gut zum Reiten. Selbige laufen einen starken Trapp, und so schnell, daß ihnen ein Pferd nicht anders, als im vollen Galopp, folgen kann.

Man

Man nennet sie Rehavie. Endlich weiß man auch in Persien das Kameel zur wilden Ziegenjagd ganz artig abzurichten.

Die Giraffe.

Die Giraffe, ein Africanisches Landthier, ist bey der Länge von zwanzig Fuß, bis sechszehn Fuß hoch, und also das höchste Thier des uns bekannten Erdbodens. Die vordern Füße sind noch einmal so hoch, als die hinteren, der Hals ist sehr lang und gerade in die Höhe; doch muß es seine Knie beugen, und die vorderen Beine auseinander sperren, wenn es gegen die Erde hin sich bücken will. Es ist ohne Waffen, aber auch für den Menschen von keinem Gebrauch; doch empfielt es sich durch seine Sanftmuth, es lässet sich von einem Kinde mit einem Stricke leiten, das um seinen Hals gebunden wird, nnd nimmt die Nahrung aus den Händen des Gebers, wenn jemand aus einem Fenster des obern Stockwerks sie ihm reicht. Der Kopf ist wie ein Hirschkopf mit kleinen Hörnern. Die Ohren sind wie an einer Kuh, und am Halse hat es eine feine Mähne. Es gehet anders als alle andere Thiere, indem es immer die zwey Schenkel an einer Seite zugleich hebet, daher seine Bewegung denn sehr wakkelnd, und nichts weniger, denn schnell ist.

Zibeth.

Der Zibeth, diese ehedem so sehr beliebte Specerey, kommt von einem Thiere, welches auch in den südlichen Ländern zu Hause gehöret; länglicht und niedrig, wie eine

Katze,

Katze, ist es gestaltet, dem Kopf nach gleicht es dem Fuchse. Diese Thiere sind zwar sehr wild, aber doch lassen sie sich zähmen, und holländische Kaufleute haben sie in ihr Vaterland gebracht, und auch hier erhalten. Den Zibeth tragen die Thiere unter dem Schwanz in einem Beutel, welcher ihnen auch alle Woche zweimal geleeret wird. Fleisch, Eyer, Reiß, junge Vögel und Federvieh sind ihre Nahrung, je mehr sie nach ihrem Geschmack Nahrung bekommen, desto mehrern und bessern Zibeth geben sie. In der Wildniß leben sie wie die Füchse vom Raube, besteigen auch wohl die Bäume, und wenn es an Raub fehlt, so behelfen sie sich mit den Wurzeln der Bäume.

Der Bisam kommt auch von einem in Süden lebendem Thiere her, welches zu dem Geschlecht der Schweine gehört, und den Bisam in einem Beutel unten bey dem Nabel trägt. In einigen Chinesischen Provinzen ist dieses Thier sehr häufig. Im Winter kommen sie wegen Mangel des Futters, Heerdenweise aus den Gebirgen hervor, und suchen auf den Reisfeldern ihre Nahrung, wo ihnen aber die Einwohner auflauren, sie todt machen, und ihnen den Bisam nehmen. Der Bisam ist unter allen Specereien die, welche am heftigsten wirkt, so daß der Beutel sogleich, wenn man ihn abschneidet, Oefnung haben muß, sonst würde dem, der daran röche, das Blut vor Heftigkeit aus der Nase stürzen; alle Theile des Thieres haben diesen Geruch,

und

und selbst der verfälschte Bisam, denn so erhalten ihn mehrentheils nur die Europäer, riecht noch sehr heftig durchdringend, und viele Jahre hindurch.

Der Affe.

Die Affen sind, vierfüßige Thiere von menschlicher Gestalt. Ihre Hinter- und Vorderfüße gleichen den Armen und Beinen der Menschen. Die Pfoten der vordern sind der menschlichen Hand ähnlich, und sie thun damit eben die Verrichtungen. Die Zehen gleichen den Fingern einer Hand; auch ist der mittelste der längste. An beyden Seiten der Kinnbacken haben die Affen zween Säcke, in welchen sie alle Speisen zusammendrücken, die sie, nach gestilltem Hunger, aufbehalten wollen. Den Weibchen hängen die Nahrungsbehältnisse für die Jungen vorne an der Brust herab. Hierin sind alle Affen einander gleich, unterscheiden sich aber von einander durch ihre Gestalt und Farbe. Einige haben gar keinen, einige einen kurzen, andere einen sehr langen Schwanz. Einige sind mit einem Hundekopf und spitzigen Zähnen versehen. Es giebt Affen, die vier bis fünf Fuß hoch sind, und breite Schultern, wie ein Mensch, haben, und andere sind nicht viel über einen Fuß.

Alle Arten von Affen sind sehr künstlich und sinnreich in allem, was sie vornehmen. Gleich lebhaft, wenn es ihnen wohl gehet, oder wenn sie in Noth sind, geben sie ihre Leidenschaften zu aller Zeit durch ihr Stampfen mit den Füßen, und Veränderung der Gesichtszüge aufs nachdrücklichste zu erkennen,

nen. Sie seufzen, wehklagen, weinen, zischen, lachen, je nachdem sie Entsetzen, Zorn oder Verspottung ausdrücken wollen. Sie wissen so lächerliche Stellungen anzunehmen, daß bey dem Anblick der schwermüthigste Mensch sich des Lachens nicht würde enthalten können.

Unter sich selbst beobachten diese Thiere eine gute Disciplin. Kömmt es darauf an, ein beträchtliches Melonenland zu verwüsten, so gehen sie in starker Anzahl nach dem Garten. Hier stellen sie sich so in eine Reihe, daß zwischen zweyen nur ein mittelmäßiger Zwischenraum bleibet, und ihre Linie sich gewöhnlich auf einem Berge endiget. Ist diese kluge Anstalt getroffen, so werfen sie sich die Melonen von Hand zu Hand. Jeder von ihnen fängt die ihm zugeworfene Melone geschickt, und mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf. Und alles dieses geschiehet unter dem tiefsten Stillschweigen. Mögen sie nun so aufs Plündern ausgehen, oder sonst arbeiten, oder auch nur truppweise schlafen, so sind immer einige dabey zu Wachen ausgestellt. Sobald diese Wache durch ihr höchst sonderbares Geschrey ein Zeichen giebt, fliehet alles. Die Jungen, welche das Laufen noch nicht recht gewohnt sind, steigen auf den Rücken der ältesten, worauf sie sich auf eine kurzweilige Art vest halten. Doch vertheidigen sie sich bey einem Ueberfalle auch gemeinschaftlich. Ihre Waffen bestehen in Baumästen, die sie zerbrechen, in Kieselsteinen, welche sie sammlen, und in ihrem eigenen Unflate, den sie in die Hände nehmen. Im Nothfall werfen sie dieses alles ihrem Feinde nach dem Kopfe. Es giebt Beyspiele, da sie die Schildwa-

chen

chen, die ihre Schuldigkeit nicht genau beobachtet, mit dem Tode bestraft haben. Auf dem flachen Lande laufen sie sehr schnell, und springen, wo es angehet, sehr geschwinde von einem Baume auf den andern, wobey ihnen der Schwanz oft als ein drittes Bein dienen muß. Wird einer unter ihnen verwundet, so machen sie, unter Verdoppelung ihres hülfreichen Eifers, das entsetzlichste Geschrey, oder stopfen, nach sorgfältiger Untersuchung der Wunde, geschickt gekaute Blätter in die Wunde. Ihre Nahrung sind Früchte, vornehmlich Weintrauben, Aepfel, auch Reis, Blumen, Würmer, Spinnen und anderes Ungeziefer.

Durch die Gefangenschaft scheinen diese Thiere von ihren natürlichen Fähigkeiten nichts zu verliehren. Man trift sie in den Häusern so listig, kühn, schelmisch, und spöttisch an, als in der Freyheit. Beym Essen setzen sie sich auf ihren Hintern, und halten die Nahrungsmittel in der Pfote. Man kann sie leicht lehren, auf dem Seil zu tanzen, das Rad zu schlagen, sich zu putzen, Feuer anzuzünden, die Handkarren zu brauchen, die Trommel zu schlagen, Gläser auszuschwenken, einem zu trinken zu geben u. s. w. Ja man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote den Bratspieß herumdreheten, mit der andern aber einen Bissen Brod in die Bratenbrühe eintunkten und verzehrten.

Die kalten, oder gegen Norden gelegenen Länder haben auch ihre eigenthümliche Gattungen von vierfüssigen Thieren. Fast alle dort wild lebende Thiere bekommen gegen den Herbst stärkeres Haar, wodurch sie gegen den Frost mehr gedeckt werden. Einige verliehren gegen den Winter auch ihre gewöhnliche Farbe, und werden weiß. Folgende den kalten Ländern eigene Thiere verdienen besonders eine nähere Beschreibung.

Das Elendthier.

Das Elendthier ist dem Gebäude nach das mittlere zwischen Pferd und Hirsch. Es hat sehr lange Beine, so daß ein Mann unter seinem Bauche gerade stehen kann. Es ist ein Thier von sanfter Art, wird aber oft mit der bösen Krankheit geplaget. Aus dem gespaltenen Huf dieses Thieres werden Knöpfe, Ringe, und allerley artige Sachen bereitet.

Das Rennthier.

Das Rennthier ist eine Art von Hirschen. Es ist den nordischen Gegenden eigenthümlich. Die Heerden dieser Thiere sind der einzige Reichthum der Lappländer, Isländer, Tungusen und Kamtschadalen. Sie sind nette, reinliche und in ihren Bewegungen leichte und angenehme Geschöpfe. Hunde, die man besonders dazu abgerichtet, sind ihre Leiter, Beschützer und sogar ihre Zuchtmeister. Es quält sie eine Art grosser

Fliegen,

Fliegen, die ihr Ey unter ihre Haut legt. Hieraus entstehet ein Wurm, der sich herausfrißt, und wiederum in eine Fliege verwandelt. Die Rennthiere sorgen selbst für ihre Nahrung, und leben hauptsächlich von den Blättern und Knospen der Bäume, von Birkenschalen, und von einem weissen trockenem Moos, das man Rennthiermoos nennet. Da sie stark und leicht zugleich sind, so spannet man sie vor Schlitten, und sie bringen einen in wenigen Stunden viele Meilen weit durch den Schnee und über das Eis. Ihr Fleisch und ihre Milch, aus welcher man auch Käse macht, dienet jenen Völkern zur Nahrung. Aus ihren Fellen werden Kleider, Zelter und Bettdecken verfertiget: und von ihren Sehnen macht man Nähzwirn.

Der Luchs.

Zu den reißenden Thieren des Norden gehört der Luchs, ob er schon einen sanftmüthigen Blick hat, so erwürgt er doch eine Menge von Thieren, und nimmt nichts von ihnen, als das Blut und das Gehirn. Er ist kleiner als ein Wolf, hat aber dessen Stimme, im übrigen aber gleicht er der Katze. Weil seine Augen glänzen, so haben die Alten ihm ein so besonders scharfes Gesicht angedichtet, welches nach genauerer Beobachtung das Thier nicht hat. Da der Luchs klettern kann, so verfolgt er Katzen, Marder, Hermeline, Eichhörnchen, bis zu den Wipfeln der Bäume. Er paßt selbst den Vögeln auf. Seine grosse Jagd sind die Hasen, Rehe, Hirsche, Füchse, die er durch einen Sprung überrascht, und bey der Gurgel anpackt.

Der Bär.

Die Bären, ob sie schon wilder und scheußlicher aussehen als die Luchse, sind doch zahmer und leichter zu bändigen. Doch kann dies nicht von den weissen gesagt werden, welche im entlegensten Norden wohnen, und sich meistens von Fischen erhalten. Diese Thiere sind weit grösser, als die anderen Bären, haben sehr lange etwas gekräuselte und sanftere schneeweisse Haare, welche das Thier zu einem recht schönen Gegenstand machen: allein die blutrothen Lippen an dem sehr langen Kopf und die großen Hauzähne geben ihm ein desto häßlicheres Ansehen. Er wakelt immer, auch wenn er sitzt, von einer Seite zur andern, als ob er in einem Schiffe wäre, und brummet in einem fort. Da diese Thier größtentheils ihre Nahrung im Wasser suchen müssen, so können sie sehr gut schwimmen. Wenn sie sich auf die Eisstücken an die Sonne legen, und ein solches Stück durch einen Windstoß abgerissen wird, so werden diese Thiere an Küsten hingebracht, wo sie vorher gar nicht bekannt waren. Nirgend aber sind sie willkommen, weil sie sich vor nichts fürchten, eine unglaubliche Stärke haben, und nur, wenn Blut und Leben erschöpft ist, sich zu vertheidigen aufhören.

Der Zobel.

In Siberien allein wird der Zobel gefunden. Ein lustiges unruhiges Thier, welches wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum springet, Kastanienbraune oder schwarze, zuweilen mit langen silberfarbnen untersäete

Haare

Haare hat, und dessen Pelz der kostbarste unter allen ist. Damit der Balg nicht Schaden nehme; so dürfen sie nur mit stumpfen Bolzen erlegt, oder in Fallen gefangen werden. Doch ist dieser Zobelfang jetzt so einträglich nicht mehr, weil diese Thierart sich nicht so stark vermehrt, als ehedem, da die Wälder dicker waren.

Das Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen ist eines der artigsten und lebhaftesten Thiere, es nährt sich von Früchten, Wurzeln, und, Fleisch ausgenommen, von sehr mannigfaltigen Nahrungsmitteln. Seine Vorderfüsse gebraucht es fast so, wie wir die Hände gebrauchen. Sein grosser langhaarigter Schwanz vertritt die Stelle eines Sonnenschirms, und giebt den Mahler Pinselhaare. Es sitzt aufgerichtet, jede Stellung, Wendung und Sprung hat etwas artiges. Es sammlet sich zwar auf den Winter einen Vorrath, kann aber sehr lange ohne Schaden hungern. Sein feines Gefühl macht, daß es das Gewitter lange voraus wittert, sich bey heftigen Winden in die Löcher der Bäume versteckt, und wenn der Wind sich drehet, und auf die Oefnung zubläst, weiß es dieselbe zu verstopfen, und sich auf der andern Seite einen Ausgang durchzubeissen. Im Norden setzet eine Art Eichhörnchen, die etwas grösser, als die gewöhnlichen sind, auf eine lustige Weise über die Flüsse, sie suchen sich Stückchen Holz oder Borken, setzen sich, wenn der Wind gegen das andere Gestade bläst, darauf, seegeln mit dem Schwanz und steuern mit einem Fuß, und auf diese

Weise kommt die Flotte hinüber, aber nicht immer glücklich, denn man hat Exempel, daß Flotten von viertausend Seegeln umgeschmissen worden, wo sich denn der Lappe sein Küstenrecht unbarmherzig zu Nutze macht.

Amphibien.

Die Amphibien sind Thiere, die im Wasser und auf dem Lande zugleich leben, die vollkommnen unterscheiden sich durch ein eyförmiges Loch in der Herzwand, welches bey dieser Thierart geöfnet und geschlossen wird, je nachdem der Aufenthalt in freyer Luft oder unter dem Wasser ist. Bey allen Landthieren war es im Mutterleibe, wo die Furcht ohne Othen zu holen, lebte, auch offen, schliesset sich aber, so bald sie auf die Welt kommen.

Der Phoka.

Der Phoka oder Seehund ist ein artiges lebhaftes Thier, er hat einen runden Kopf, Fischotterschnautze, Wolfszähne, und lebhafte Augen, die den Augen des Hundes am nächsten kommen. Der übrige Leib hat die Gestalt eines Wallfisches im Kleinen; an der Brust sitzen zwey Floßfedern ähnliche Hände mit Klauen bewafnet, auf welche gestützt der Phoke den hintern Theil nachschleppen kann; an dem Ende des Schwanzes der ganz fischartig ist, stehen noch zwey solche Hände, die aber mehr zum schwimmen, als zum gehen taugen. Dieses Thier ist gelehrig; wenn der Mensch es eine zeitlang erhalten hat, so kennet es die Stimme seines Herrn und seinen eigenen Nahmen. Seine Stimme hat vielen Ausdruck

druck und viele Veränderungen, der Stimme des Hundes kommt sie nahe. Sie müssen ein feines Ohr haben, da die Jungen unter dem Gewühl von viel hundert Alten ihre Mutter an der Stimme erkennen. In der Freyheit ist das Thier gesellig, und lebt immer in grossen Heerden. Gras und Fleisch ist seine Nahrung, welche es unter dem Eis und auf dem grünen Rasen der nordlichen Küsten, wo es eigentlich zu Hause gehöret, mit vieler Geschicklichkeit zu finden weiß. So plump es ist, und so mühsam es seinen Leib schleppen muß, so kann es doch auf dem Lande so schnell kriechen, als ein Mensch gehen kann: im Wasser ist es äusserst schnell. Artig ist es zu sehen, wie diese Thiere einander beystehen, wenn sie angegriffen werden, oder sonst leiden. Die Alten trauren so um den Tod ihrer Jungen, daß sie sich bisweilen todt hungern. Am Blitz und Donner scheinen sie sich zu vergnügen, und sie sind nie muntrer als beym Ungewitter. Ihr langes und hartes Schlafen auf Eisschollen und der Sonne ausgesetzten Felsen ist ihnen verderblich, denn da fangen sie die Lappen, Grönländer, Isländer mit leichter Mühe. Sie zu fangen würde sonst so leicht nicht seyn, indem das Thier kühn ist, erstaunlich viel Leben hat, und halbgeschunden und mit Wunden bedeckt, doch noch Eisen durchbeißt. Der Seehund nährt, kleidet, bedecket die nördlichen Einwohner größtentheils. Das Fleisch ist sehr gut und leicht, die grosse Menge Fettes brauchen sie zu den Lichtern, und ihre Speise fett zu machen. Das Fell giebt Ueberzüge zu Kähnen, oder Schläuche, um Balken darauf zu legen und eine Art von Flößen zu machen, Oberklei-

der und Decken, womit die runden in einer Spitze zulaufen, den Hütten bedeckt werden. Aus den Zähnen macht man die Spitzen der Harpunen und andern Waffen, welche ihrer Härte wegen auch wohl die Stelle der eisernen vertreten können. Bey uns brauchte man ehemals diese Felle zu Muffen, noch verbrämt man die Peltzmützen damit, am gewöhnlichsten aber werden die Koffre damit beschlagen.

Der Meerlöwe.

Im Grossen ist der Meerlöwe, was der Seehund im Kleinen ist, gegen zwanzig Fuß lang, und bis viertausend Pfund schwer. Die Bartborsten sind so dick, daß man Zahnstocher daraus machet. Dieses Thier ist rund um in einem Schuhe tiefen Speck eingehüllet, und so blütreich, daß aus einer Wunde, die ein mittelmäßiger Meerlöwe am Halse bekommen, zwey Oxhoft Blut ausgelaufen. Wenn sie sich an einem Ort niederlassen, so stellen sie Wachen aus, welches um so nothwendiger ist, weil das Thier viel Zeit zubringt, von dem Lande ins Wasser zu kommen. Wenn sie sich um die Weibchen schlagen, welches oft geschiehet, so bleiben zuweilen bey Dutzenden auf dem Platze, und die See und das Gestade ist von Blute weit umher gefärbt.

Der Krokodill.

Der Krokodill ist ein grosses Thier, wie eine Eidechs gestaltet; bisweilen dreyßig Fuß lang; und seiner Gefräßigkeit halber Menschen und Thieren sehr gefährlich. Er lebt

in

in den Flüssen der heissen Länder in Aegypten wird er häufig in dem Nilstrom und an dessen Ufern gefunden. Er legt Eyer, die mit den Gänseeyern eine Aehnlichkeit haben. Selbige verscharret er einen Fuß tief in den Sand, damit der Strohm bey seinen Uberschwemmungen sie nicht erreichen könne. Sobald die Sonnenwärme die Jungen ausgebrütet hat, so eilen sie durch einen Instinkt dem Wasser zu. Die Leute suchen die Eyer auf, und zerbrechen sie mit eisernen Spiesen, oder geniessen sie mit Wohlgefallen. Der Krokodill hat ein sehr scharfes Gesicht. Was hinter ihm ist, fällt ihm in die Augen. Wenn er auf dem Lande ist, so siehet man ihn allezeit sehr nahe am Wasser, mit dem Kopfe gegen dasselbe stehend. Wird er gestöhrt, so wandert er ganz langsam hinein, und gehet allmählig an den Grund. Man sagt, daß er einen Menschen, wenn er schwimmt, nicht anfassen könne. Stehet er aber am Ufer, so springet er gegen ihn heraus, und ergreifet ihm mit seinen Vorderklauen, oder suchet ihn mit seinen Schwanze niederzuschlagen. Doch sieht man einige dreuste und geübte Afrikaner leicht und ohne viel Zurüstungen einen Krokodill überwältigen, und sein Fleisch zur Speise nehmen.

Der Biber.

Die Biber, Thiere von der Grösse eines starken Hundes, treten um die Zeit des Brach- oder Heumonats in Gesellschaften von drey bis vierhundert zusammen. Sie ver-

sammlen sich an den Ufern der Seen, oder der Flüsse. Ihre erste Sorge ist, sich Meister von dem Gewässer zu machen, über welche sie bauen, und an deren Ufern sie im Steigen und Fallen desselben gleich sicher seyn wollen. Dieses erhalten sie wie wir, durch Dämme und Schleusen. Die Höhe des Wassers in einem See ändert sich nicht viel, und nur langsam. Bauen sie also auf einem See, so machen sie keinen Damm, den sie hergegen bey ihrer Arbeit auf einem Flusse niemals vergessen.

Dieser Damm ist bisweilen ein ungeheures Werk, und so eingerichtet, daß man zweifelt, ob ein unvernünftiges Thier es habe entwerfen, und vollbringen können. Man stelle sich einen Fluß vor, achtzig oder hundert Fuß breit, dessen Gewalt selbst im Strome soll gehemmet werden. Achtzig oder hundert Fuß lang muß also auch der Damm seyn, und zehn bis zwölf Fuß breit legen diese Thiere ihn, so oft es nöthig ist, an.

Was bey diesem Bau als Werkzeuge den Bibern dienet, sind vier starke Schneidezähne, zween Hinterfüsse, und ein schuppigter Schwanz, wie eine länglichte Schaufel. Mit diesen Werkzeugen verrichten sie Arbeiten, welche die stärksten Menschen ohne Zimmeräxten, Mauerkelle und Bleywurf nicht unternehmen würden.

Finden sie am Ufer des Flusses einen grosse Baum, so schneiden sie ihn unten entzwey: sie beissen auch die Aeste davon ab, um ihn der Länge nach zu legen, und zur Grundlage des Dammes zu gebrauchen. Unterdessen, daß einige sich hiermit

mit beschäftigen, bereiten andere dünnere Bäume zu Pfälen zu, die sie anfänglich auf der Erde hinschleppen, hernach auf dem Wasser an den Ort flössen, wo sie selbige gebrauchen. Sie bauen daraus eine Art Pfalwerk, das mit allerley Zweigen und Ruthen von Bäumen fest durchflochten ist, und legen davon verschiedene Reihen an. Inzwischen bringen andere Biber einen gewissen Mörtel, den sie mit ihren Füssen getreten und zubereitet haben. Sie legen ihn zwischen dieses Pfalwerk, klopfen ihn mit ihren Schwanz derbe zusammen, und verfertigen gleichsam ein drittes Mauerwerk. Oben auf dem Damme machen sie zwey oder drey Oefnungen, um dem Strohm seinen Lauf zu lassen, und wissen selbige, nach dem Steigen oder Fallen des Wassers, weiter oder enger zu machen. Bricht der Strohm irgendwo in dem Damme mit Gewalt durch, so suchen sie alsbald den Bruch wieder auszubessern.

Solch ein Damm ist ein gemeinschaftliches Werk, woran alle Biber zugleich arbeiten. Sobald er fertig ist, theilet sich der ganze Haufen in viele kleine Gesellschaften, deren jegliche sich ihren besondern Platz aussuchet, und sich darauf eine bequeme Wohnung bauet. diese Wohnung ist eine Art Hütte, ein kleines rundliches Häuschen, von einem oder mehr Stockwerken, das auf einem ausgefüllten Pfalwerk angelegt ist. Die Wände sind ungefähr zwey Schuhe dick, und sehr gut gemauert, inwendig mit einem Kalke so geschickt überzogen, daß man glauben solte, es wären Menschenhände dabey gewesen. Der Fußboden ist mit einem grünen Teppiche bedeckt,

wor-

worauf sie durchaus keine Unsauberkeit leiden. Das Häußchen hat stets zwey Ein- oder Ausgänge, einen auf der Erde, den andern ins Wasser. Die größten dieser Gebäude sind 8 bis 10 Fuß, die kleinsten 4 bis 5 Fuß breit. In jenen wohnen sechzehen, achtzehn, bis zwanzig, in diesen zehn, sechs oder acht Biber, und jederzeit so viel Männchen als Weibchen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist die Rinde von weichen Bäumen, als der Erle, dem Pappelbaum, der Weide. Sie sammlen sich selbige zu ganzen Haufen auf den Winter, und verwahren sie in Vorrathsbehältnissen untern dem Wasser. Jegliche Hütte hat ein solches Magazin, woraus die ganze Hausgesellschaft ihren Vorrath holet. Die größten Bibergesellschaften bestehen aus zwanzig bis fünf und zwanzig Häusern, aber diese sind selten. Jegliche Gesellschaft, die an demselben Damm Antheil nimmt, hat ihren Bezirk, und leidet keinen Fremden unter sich.

Kommen große Ueberschwemmungen, und beschädigen den Bau der Biber, so vereinigen sich alle die besondern Gesellschaften, und gehen an die Ausbesserung. Stellen ihnen die Jäger nach, und zerstören ihren Damm und ihre Hütten gänzlich: so vertheilen sie sich ins Feld, überlassen sich der Einsamkeit, graben sich Löcher in die Erde, und beweisen nicht mehr die ehemalige Geschicklichkeit.

Schlangen.

Die Boa oder Riesenschlange, welche dreyßig bis vierzig Fuß lang, und drey bis vier Fuß im Umfange dick ist, bewegt sich gewöhnlich sehr langsam, und kaum eine halbe Meile weit

in

in einem Tage; sie drückt ihre Gestalt der Erde ein, wie ein Mastbaum, den man schleppet. Man findet sie auch oft mit ihrem Schwanz und der Hälfte ihres Körpers in Kreisen gelegt, über welchen der Kopf und vordere Theil hervorragt: entdeckt sie ihren Raub, so fährt sie mit ausserordentlicher Schnelligkeit auf denselben zu, und erhascht ihn mit ihren starken und scharfen Zähnen. Ist das Thier, welches sie ergriffen, etwann eine Gazelle, oder Africanischer Widder, und zu groß, um ganz verschlungen zu werden, so zerschmettert sie ihm erst durch einen Schlag ihres Schwanzes, oder durch den Druck ihres Körpers die Knochen, überzieht es mit einem schäumenden Geifer, um es glatt herabgleiten zu machen. Da nicht leicht ein Thier, auf welches sie einen Anfall thut, ihr entgehet: so glauben einige Völker, sie betäubte durch ihren Hauch die Thiere, und selbst auch Menschen, daß sie nicht fliehen können, sondern erstarrt ihre Annäherung abwarten müssen. Aber genauere Beobachter versichern, daß ihre gewöhnliche Nahrung kleinere Schlangen, Kröten und andere schädliche Insekten seyn, daß die vierfüssige Thiere selten von ihr angegriffen werden, und die Wilden, anstatt ihren Hauch zu fürchten, sie häufig erlegen, und ihr Fleisch essen.

In Ostindien giebt es eine Schlange, die drey bis vier Fuß lang, schön gestreift ist, und von den Indianern Naja von den Portugiesen Cobras de Cabelo genannt wird. Wenn sie gereitzt ist; so richtet sie sich gerade in die Höhe, so daß sie auf dem Schwanz ruhet, bläset eine weite Haut von beyden

Seiten

Seiten des Kopfs so stark auf, daß es scheint, als wenn sie Flügel bekäme, und verwundet ihren Feind mit einem so giftigen Biß, daß ohne Gegengift unter Herzensangst und Zuckungen ein schneller Tod erfolget. Auch bleibt oft nach dem Gebrauch des Gegengifts ein unheilbarer Krebs an dem verwundeten Theile zurück. Es giebt Indianer, die diese Schlangen zu fangen, und in grossen Töpfen lange beym Leben zu erhalten wissen; sie lassen einzele Schlangen, so oft die neugierigen Zuschauer es verlangen, aus ihren Behältnissen hervor, halten dem gereizten Thiere ein Tuch vor, es beisset darinn, und das Gift aus den Bläschen am obern Gaume ergießt sich in dasselbe, dadurch werden die Bläschen ausgelehrt, der Biß des Thieres aber ist hernach ganz unschädlich. Wenn dieses geschehen, so reitzen sie die Schlange durch einen schwachen Stoß. Sogleich richtet sie sich gerade in die Höhe, der Rachen öfnet sich, die Zunge spielt vor dem zischenden Maule, und die funkelnde Augen sind auf die Faust des Indianers gerichtet. Dieser fängt darauf einen Gesang an, und nach dem Takt seines Gesanges bewegt er die gegen das Thier gerichtete Faust, nach der rechten oder linken Seite, in die Höhe oder niederwärts. Die Schlange, mit starrem auf die Faust gerichteten Blick, folgt mit dem Kopf, Halse und der Hälfte des Körpers, dabey ruht der hintere Theil zwar unbewegt auf dem Platze, die vordere Hälfte aber fährt mannigfaltig wohl im Raum von zwey Spannen umher. Da dies nach dem Takt und so lange geschieht, als der Indianer singt, und die Faust bewegt, so nennen es die Indianer den

Schlan-

Schlangentanz. Wenn dies ganz artige Spiel etwann eine halbe Viertelstunde gedauret, und der Herr der Schlange fürchtet, sie möchte zu ermüdet werden; so bricht er ab, und sobald der Gesang verstummt, und die Faust des Indianers sinkt, so hört das Thier auch auf sich zu bewegen, streckt sich auf den Boden, und lässet sich ruhig in den Topf wieder einsperren.

Fische.

Unter den merkwürdigsten Thieren, welche in dem Meere leben, gehören die Wallfische. Es giebt ungemein viel Arten derselben. Sie sind die größten unter allen Seefischen, und haben überhaupt nur durch ihre äussere Gestalt eine Aehnlichkeit mit den Fischen. Nach ihrer innerlichen Beschaffenheit aber kommen sie mit den Landthieren überein. Sie haben ein thierisches Fleisch, Knochen und grosse Blaselöcher. Ihr eigentliches Vaterland ist das Eismeer. Sie treten aber oft in die Nordsee aus, um die kleineren Fische, sonderlich die Heringe, zu verfolgen, welche sie gern speisen. Die Länge eines Wallfisches beträgt oft sechzig bis siebzig Fuß. Man wird ihre Ankunft viele Meilen weit an dem schmalen springenden Wasser in der Luft gewahr, das sie durch ihre Blaselöcher mit Gewalt von sich stossen, wenn sie Athem holen. Kurz darnach scheinet es, als wenn die See mit lauter rauchenden Schorsteinen bedeckt wäre. Die Europäer fangen sie mit Harpunen und Lanzen, und begeben sich auf dauerhaften Schiffen gegen das Frühjahr nach Island, Grönland, der Strasse

Davis

Davis, Spitzbergen und Nova Zembla, wo sie mit Aexten und Beilen sich durch die Eisschollen den Weg nach den festen Eisfeldern bahnen müssen. Die Waaren, die vom Wallfische genommen werden, sind der Speck, der Thran, der aus dem Speck ausgebrannt wird, die Barten, welche inwendig im Maule sitzen, und woraus man das Fischbein bereitet, der Wallrath, welcher das ausgenommene und getrocknete Hirnmark ist.

Der Nordcaper.

Die Nordcaper sind nächst den Wallfischen die größten von den uns bekannten Fischen, gewöhnlich bis vierzig Fuß lang, aus ihren Nasenlöchern sprützen sie das Wasser in einer armdicken Kolonne, und höher als alle unsere Wasserkünste. Wenn sie, wie es oft geschiehet, bey tausenden versammlet sind, so erscheint das Meer einige Meilen im Umkreise den Schiffern als von aneinanderhängenden Bänken bedeckt, um dieselbe her ist das Meer unruhig, als vom Winde erregt, und eine Menge als der prächtigsten Springbrunnen sprützen starke Strahlen von Wasser hoch in die Luft. Der Nordcaper ist gewöhnlich mit ein paar Jungen umgeben, welche in die Höhe springen und auf seinem Rücken ausruhen. Er soll weit munterer und schneller seyn, als der Wallfisch.

Der Hay.

Der Tiger des Wassers ist der Hay, der nichts fürchtet, nichts, was er anpacket, fahren läßt, und alles, auch Eisen ver-

verschlingt; er hat drey Reihen der schärfsten Zähne, mit welchen er den Arm ja die Lende eines Menschen auf einmal, als wenn es gesäget wäre, entzwey beißt. In seinem Schwanze hat er, zumal da seine ganze Länge zuweilen 30 Schuhe ist, eine unglaubliche Stärke, so daß er einen mittelmäßigen Balken damit entzwey schlägt. Der gefräßige Hay schonet doch eines Fisches, der die Grösse des Heringes hat, und den man den Piloten nennet, weil er beständig um ihn her ist. Dieser darf sich an seinen Rücken anhängen, ja er soll sogar unbeschädigt in seinen Rachen hineinschwimmen und herauskommen.

Delphin.

Die Delphine sollen unter allen Fischen den besten Geruch haben, und am schnellsten schwimmen können. Ihre Länge ist bey fünf Fuß, und weil sie gefräßig sind, auch ihr Fleisch wohlschmecket, so werden sie von den Schiffern häufig und leicht gefangen; oft fressen sie sich selbst unter einander, wenn sie um die Schiffe her nicht Nahrung finden, und sich keine fliegende Fische sehen lassen; bey stillem Wetter kann man mehrere tausend beysammen sehen.

Der Hering.

Eines der nützlichsten Fischgeschlechte ist das Geschlecht der Heringe. Unter dem Nordpol vermehrt sich dieser Fisch so, daß für ihn nicht hinlängliche Nahrung daselbst sich findet; daher er in Zügen von unzählbarer Menge nach den Nahrungsreichen Ufern von Grönland, Island, Norwe-

gen und Schottland, ziehet. Dort passen ihm aber die Wallfische, Nordcaper, Finnfische, Hayen auf, und Millionen werden verschlungen; auch den grossen Wasservögeln, davon die nördlichen Gewässer voll sind, ist dieser Fisch ein willkommner Raub. Die Heringe, von diesen Feinden geängstiget, drängen sich so in die Enge, daß man ihre Ankunft an einigen Orten durch die gekräuselte See leicht merken kann, solche Schwärme in der Sprache der Isländer Fischberge genannt, die Fische selbst aber mit Kellen gefangen werden. Sind sie weiter nach Süden gezogen, so finden sie da unter allen ihre ärgsten Feinde, eine Menge Europäer von allen Nationen, die in vielen tausend grossen und kleinen Schiffen auf sie lauren, sie fangen, hernach einsalzen und in ganz Europa versenden. Man rechnet, daß jährlich 400000 Menschen sich von dem Fange und der Versendung der Heringe ernähren.

Der Stockfisch.

Fast eben so beträchtlich ist der Stockfischfang bey der Insel Neuland, auf der viele Meilen langen Bank gleiches Nahmens. Dieser Fisch würde der Grösse nach schon zu den grossen Fischen der süssen Wasser gehören. Er findet sich hieselbst in so erstaunlich grosser Menge, daß ein grosser Theil der Nordamerikaner von demselben lebet, und in den Antillischen auch andern Westindischen Inseln dies die vornehmste Speise der Neger ist.

Gegen

Gegen 100000 Menschen soll diese Fischerey beschäftigen. Denn der Fisch wird nicht nur frisch oder eingesalzen verkauft, sondern die meisten werden gedörret und so versendet; auch zieht man aus desselben Haut ein Oel, welches in Lohgerbereyen gebraucht wird.

Zitteraal.

Der Zitteraal ist eines der merkwürdigsten unter den Thieren, er hält sich in den Gewässern bey Surinam und an der Sklavenküste auf. Bey jedem Berühren, es sey mit der Hand, oder einem Stocke, oder einer langen Stange, fühlt man einen Schlag, als von dem elektrischen Drathe, und wenn der Fisch zornig war, ist der Schlag sehr schmerzhaft und schädlich. Hält einer denjenigen, der den Fisch berührt, an der Hand, und giebt die andere Hand einem dritten, dieser einem vierten, u. s. w. so fühlen alle, die sich die Hände geben, den Schlag mit gleicher Heftigkeit. Die Wilden fürchten diesen Fisch, ja andere Fische scheuen ihn, indessen benimmt ihm ein Magnet, der an den Fisch gehalten wird, alle seine elektrische Kraft.

Die Schiffsmuschel.

Die dünne Schiffsmuschel ist wegen ihrer Schiffarth merkwürdig. Wenn sie sich aus dem Grunde der See auf die Oberfläche begiebt, so treibt sie eine ziemliche Weile, nachdem sie Wind, oder sonst was merkt, mit dem Kiele ihrer Schaale aufwärts gekehret; wenn sie aber nichts widriges mer-

merket, auch der Wind leidlich ist, so wirft sie sich geschwind um, daß das offene ihrer Schale in die Höhe kömmt, und ziehet alsdann ihren Leib zusammen, läßt aber ihre Füße, die ein fleischichtes, zaserichtes Wesen, und am Leibe etwas breiter sind, am Ende aber spitzig zulaufen, an beyden Seiten der Schale ins Wasser hängen. Nun ist nach ihrer angenommenen Stellung das Schiflein hinten schwer und vorne leichter, das breite hole Ende, oder der offene Mund, stehet über dem Wasser, in diese offene Höhlung bläset der schwache Wind, und sie seegelt. Zugleich lenkt sie mit den Füßen als mit Rudern, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, daß, wenn sie nur ein Blatt oder sonst was angenehmes bemerkt, sie gleich darauf hinsteuert, wenn sie aber etwas widriges, oder einen stärkern Windstoß verspürt, so fliehet sie mit der größten Geschwindigkeit in den Grund.

Die Perlenmuschel.

Die Perlenmuschel ist wegen der darinn befindlichen Perle, welche den Edelgesteinen gleich geschätzt wird, merkwürdig. Was diese Perle eigentlich sey, ist so ganz ausgemacht noch nicht. Viele halten sie für Eyerchen der Muscheln, andre für Auswüchse der Schalen, die als eine Krankheit anzusehen wären. Man bemerkt solche Auswüchse an sehr vielen Muscheln der süssen Wasser, so wie des Meeres. Man gewinnt deswegen nicht nur an den schwedischen, norwegischen und englischen Küsten aus manchen Muscheln, wiewohl sparsam, Perlen, sondern man hat in einigen kleinen Flüssen

sen Deutschlands, z. B. der Elster, auch Perlenbanken angelegt, von welchen man jährlich gegen drittehalbhundert Stück Perlen ziehet. Der Perlenwärter muß die Muscheln setzen, paaren, sondern, durch kleine Oefnungen die Güte der Perlen, ehe sie zeitig sind, erforschen, die Perlen, ohne das Thier zu tödten, aus der Schale nehmen, wozu es denn freylich eben so viel Kunst braucht, als Seidenwürmer zu warten. Weit beträchtlicher aber sind die Perlenfischereyen in den ostindianischen und amerikanischen Meeren. Die orientalischen Perlenfischereyen sind an der Küste von Zeylan, und an der Küste von Japan. Die amerikanischen oder westindischen Perlenfischereyen, sind fast alle in dem mexikanischen Meerbusen, längst der Küste des festen Landes. Nächst dem Bergbau ist diese Fischerey die mühseligste und gefährlichste Arbeit. Die Leute, welche man deswegen Taucher nennet, müssen sich auf den Grund der See in das Wasser herunterlassen, um die Perlenmuscheln aufzusammlen. Man bindet solchem Taucher unter den Armen einen Strick um den Leib, dessen Ende in dem Fahrzeuge fest gemacht ist. Unter seinen Füßen befestiget man einen Stein, zwanzig bis dreißig Pfund am Gewicht, damit er desto hurtiger zu Boden gehe. Er nimmt ein Messer und einen Korb oder ein Netz mit sich herunter. Mit dem erstern löset er die Austern von den Felsen ab, welche er in letzteren hinein thut. Wenn der Korb voll ist, oder wenn der Taucher nicht mehr frey genug Athem schöpfen, also nicht länger unter dem Wasser bleiben kann, so bindet er den Stein unter den Füßen loß, und schüttelt den Strick, den

Stadtbibliothek Augsburg

er um den Leib hat, um dadurch ein Zeichen zu geben, daß man ihn wieder herausziehen soll, welches auch sofort und sehr hurtig geschiehet. Jeder Taucher gehet in den zehn oder zwölf Stunden, so lange der Perlenfang dauert, etlichemal auf den Grund, und hat nur kurze Zeit zum ausruhen. Die Muscheln eröfnet man entweder mit einem Messer, oder läßt sie faulen und sich von selbst eröfnen. Darauf nimmt man die Perlen heraus. Selbige sind aber an Grösse, Gestalt, Farbe, und Glanz sehr verschieden; und nach dieser Verschiedenheit werden ihnen mannigfaltige Namen beygeleget, und wird ihr Preis bestimmt.

Die Vögel, welche sich nur allein in den wärmsten Ländern finden, übertreffen an Glanz und Mannigfaltigkeit des schön gefärbten Gefieders bey weiten alles, was die andern Weltgegenden hervorbringen. Dagegen aber bemerkt man, daß die schönsten Vögel dieser Gegenden gewöhnlich eine unangenehme Stimme haben, und daß die wärmsten Gegenden überhaupt nicht so reich an Gesangvögeln sind, als die gemäßigten.

Tacab.

Durch seinen schönen Wuchs, und die sanfte Mischung der Farben ist der Pelikan der schönste wilde Vogel in den

mit-

mittäglichen Ländern. Man nennt ihn auch Tacab, das ist Wasserträger. Denn in der Wüsten Arabiens und in andern Orten, wo man selten Wasser antrift, bemerkt man, daß er zwar sein Nest um der Sicherheit willen weit vom Wasser bauet, weil die Caravanen und das umherziehende Volk allemal in der Nähe des Wassers ihr Lager nehmen. Damit er aber seinen Jungen zu trinken verschaffe, so holet er das Wasser zuweilen zwo Tagereisen weit in dem Sacke seines Schnabels, den er sehr erweitern kann, herbey. Die Mahometaner glauben, daß Gott diese Vögel zum Besten der Pilgrimme, die nach Mekka reisen, erschaffen habe, damit sie seinem Zuge folgen, und Wasser finden könnten. Erdichtet ist es, daß er sich in die Brust beisse, um seine Jungen mit seinem eigenen Blute zu ernähren.

Der Colibrit.

Der kleinste und an Farben zugleich schönste und blendendeste Vogel ist der Colibrit oder Sonnenvogel. Seine Eyer sind wie kleine Erbsen, und er selbst ist kaum grösser als eine Haselnuß. Seine Nahrung ist Thau und Honig, den er durch seine Zunge aus den Blumen saugt, indem er sich unter beständigem Sumsen mit ausgebreiteten Flügeln schwebend über den Blumen zu halten weiß. Das Männchen trägt Baumwolle, die Materialien zu dem Neste, zusammen, und das Weibchen flicht daraus das Nest, welches in Gestalt eines Körbchens frey an dem Ast eines Fruchtbaums hängt. Die gefährlichsten Feinde ihrer Nester sind die brasilianischen Spinnen.

Die Schwalben.

Die Schwalben bleiben zum Theil auch bey einbrechender rauhen Witterung im Herbst bey uns in Europa, und hängen sich in denen Klüften der Erde, Schnabel auf Schnabel und Fus auf Fus aneinander. Sie verstekken sich auch Haufenweise an den Ufern, wo sie von den Menschen nicht aufgesucht, und oft von dem Wasser überschwemmet werden. Man sollte denken, daß sie alle auf diese Art ersaufen müßten, aber sie schmieren vorher ihre Federn mit einem gewissen Oel ein, das ihnen die Natur dazu gegeben, und indem sie sich fest aneinander schmiegen, so erhalten sie sich unter Wasser und Eis, ohne Schaden, in einem gewissen Zustande von Fühllosigkeit, wo nur die Bewegung des Herzens fortdauert. Mit der Frühlingswärme ermuntern sie sich, und besuchen wieder ihre alte Wohnungen. Dies ist um so wahrscheinlicher, da bekannt ist, daß mehrmalen von denen Arbeitern, die an den Teichen gegraben, Schwalben gebracht worden, die steif und ohne Bewegung waren, aber in der warmen Stube wieder auflebten. Es giebt verschiedene Arten von Schwalben, die man Rauchschwalben, Hausschwalben, Mauerschwalben, Uferschwalben u. s. w. benennt. Wenn einige von diesen bey uns bleiben, so ziehen andere Arten ohnfehlbar gegen den Winter fort. Als ein genauer Beobachter der Natur 1749 im Ocean, ohngefehr funfzig Meilen von der heissen afrikanischen Küste segelte,

kamen

kamen vier Schwalben auf das Schiff. Er fing sie mit leichter Mühe, und erkannte sie für dieselbe Art, welche gegen den Winter Europa verlassen. Er fand während den Monaten, da bey uns Winter ist, eine grosse Menge derselben an den Ufern, die wohl des Abends in den Hütten sich sammleten, aber dort nie nisten, sondern gegen den Frühling in die kältern Länder alle zurükkehren.

In den kalten Ländern trift man zwar eine große Anzahl von Vögeln an, die anderwärts vergebens aufgesucht werden, doch ist keiner darunter so nützlich, als der Eidervogel. Er lebt von weggeworfnem Eingeweide der Fische, oder von schaalichten Wasserthieren, welche er oft zwölf Klafter tief aus dem Grund herauf holet. Das Männchen bereitet auf den äussersten Felsen und Landspitzen ein Nest von Moos, das Weibchen belegt dasselbe mit den Federn, oder Dunen, die es sich am Bauch ausrupft, und darauf legt es erst seine Eyer. Sucht das Weibchen seine Nahrung, so decket es die Eyer behutsam zu, und das Männchen stehet Schildwach gegen die Raben. Wenn die Norwegen glauben, eine Anzahl Eyer in den Nestern zu finden, so rauben sie selbige, und zugleich auch die kostbaren Dunen. Die Vögel legen darauf andre Eyer, die man ausbrüten lässet. Der gröste Theil der Jungen aber wird an dem einen Flügel gelähmt, damit sie sich nicht durch den Flug entfernen können, sondern nach und nach als ausgewachsene Vögel den Einwohnern in die Hände fallen, und zur

angenehmen Speise dienen müssen. So geben diese Vögel, die blos des Nistens wegen an die norwegischen Ufer kommen, den sonst sehr dürftigen Einwohnern fast völligen Unterhalt.

Der Kukuk macht keine Nester, brütet seine Jungen nicht selbst aus, auch erzieht er sie nicht. Diesen Dienst thun ihm die Finken, Grasmücken und andere kleine Vögel. Er unterscheidet sich von andern Thieren dadurch, daß sein Magen unter den Gedärmen liegt, dieses macht ihm das Brüten beschwerlich, und den Jungen eine grosse Wärme unnöthig, er sucht also andrer Vögel Nester, vertilget deren Eyer und legt die seinigen hinein.

Die Hüner in Californien leisten einander gegenseitig Hülfe. In Krankheit bringen sie den Kranken zu essen; wenn eines angegriffen wird, so beschützen es alle, die bey ihm sind. Die Wilden welche dieses wissen, binden zuweilen eines bey einem Flügel an einen Ast, die übrigen bringen ihm sogleich eine Menge Fische, weil es nicht selbst Nahrung suchen kann, kaum sind die gutherzigen Pflegerinnen fort, so nehmen die Wilden die Fische weg, und auf diese Weise können sie eine Menge Fische bekommen.

Insekten.

Der Seidenwurm.

Der Seidenwurm ist eine Raupe von wunderbaren Eigenschaften. Er kriecht, sobald die Luft warm wird, aus einem kleinen runden Ey, das kaum die Grösse eines

Hirsekorns hat, von selbst und ohne alle Beyhülfe aus. Anfänglich hat er eine dunkelgraue Farbe, und einen schwarzen Kopf. Je grösser er wird, desto mehr verändert er die Farbe, bis er, nachdem er viermal gehäutet hat, eine weisliche und etwas in das gelbe fallende Farbe bekommt. Er kriecht in den warmen Ländern, wo er zuerst gefunden, auf den Maulbeerbäumen herum, und nährt sich allein von denselben. Schon bey seiner Geburt sieht man aus seinem Leibe ein kleines Ende von einem seidenen Faden herausgehen, womit er sich auf eben die Art, wie es die Spinnen machen, anhängt und befestiget. Wenn er sich einspinnen will, zieht er einen doppelten Faden, und gewöhnlich ist dies sechs Wochen nach seiner Geburt. Er macht ihn mit einem klebrigten Safte, der aus seinem Körper dringt, feste. Einen ganzen Tag bringt er mit Befestigung und Ausspannung seines Gewebes zu. Den zweyten Tag fängt er an, sich über und über mit Seide zu bedecken. Sein Häuschen (Cocon) aber wird täglich dicker, bis man ihn weniger deutlicher und endlich gar nicht mehr sieht, daraus aber schon schliessen kann, daß er im Verborgenen nicht müßig sey. Wie geschäftig er in dieser Zeit seyn müsse, erkennt man daraus, daß man den Faden, womit ein vollständig grosser Seidenwurm sich einspann, neunhundert und dreißig Fuß lang befunden hat. Wenn er sich nun ganz eingesponnen hat, so verwandelt er sich in ein Püppchen, welches zwölf, vierzehn bis zwanzig

Tage

Tage wie todt in dem Häuschen liegt. Darauf eröffnet er sich selbst sein bisheriges seidenes Grab, und kommt aus demselben in Gestalt eines Schmetterlinges heraus. Nun legen die Weibchen den sogenannten Seidenwürmersaamen, und wenn solches geschehen, sterben sie. Die Seidenwürmer sind sehr zärtlich. Sie können weder Gestank, noch ein grosses Geräusch, keinen Donner und Blitz, keine Nässe und Feuchtigkeit, ja selst nicht einmal den gar zu starken Othem dererjenigen Personen, die sie warten, vertragen, sondern werden davon krank, und oft so krank, daß sie sterben. Sie müssen aber nicht allein eine reine, sondern auch eine gemäßigte warme Luft haben. Die Seidenwürmerhäuslein nimmt man ab, ehe der aus dem Püppchen entstehende Schmetterling durchbricht und herauskriecht, weil sonst die Seide zerrissen ist, und nichts taugt. Aus dem ersten Gewebe oder Gespinnst, womit der Seidenwurm sein rechtes Häuschen unterstützet, wird die Floretseide gemacht; die rohe Seide ist von den eigentlichen Cocons.

Cochenille.

Mexico ist das einzige Land, wo Cochenille gesammlet wird. Es sind Körner, woraus man eine köstliche rothe Purpurfarbe macht. Diese Körner aber sind eigentlich kleine Thiere oder Würmer, die einen rothen Saft in sich haben, und auf demjenigen Baume wimmeln, welchen die Indianer Nopal, und die Kräuterkenner Opuntia nennen. Diese Thierchen

chen sterben sobald sie vom Baume weggenommen sind. Man dörret sie und verkauft sie sehr theuer. Der Handel damit bringt den Mexicanern grosse Reichthümer. Die sogenannte deutsche Cochenille bestehet auch aus Würmern, die voll von einem rothen Safte sind. Sie finden sich um Johannis in runden Hülsen als Eyern an den Wurzeln des kleinen Wegegrases, und das gemeine Volk nennet sie Johannisblut.

Canthariden.

Die Canthariden oder spanische Fliegen sind nichts anders als kleine Käfer. Sie haben Fühlhörner wie Borsten, biegsame Flügeldecken, eine sehr glatte Brust, und die Seiten des Bauchs sind runzlich. Sie sind an Grösse, Gestalt und Farbe sehr verschieden. Die grösten bey uns sind einen Zoll lang. Einige sind ganz blau, auf andern spielt ein Goldglanz, auf andern mischen sich beyde Farben. Man brachte sie ehedem aus Spanien, und davon bekamen sie ihren Namen. Itzt aber weiß man sie auch in Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und andern Gegenden zu finden. Sie haben einen so unangenehmen Geruch, daß man sie nicht wohl vertragen kann, besonders nöthigen sie bey Sonnenuntergang einen oft den Garten zu verlassen, wo sie sich häufig gesetzt haben. Diejenigen, die sie fangen, gehen diesem Geruche nach, sammlen sie, thun sie in ein leinen Säckgen, tödten sie in dem Dunste von heissem Eßig, trocknen sie hierauf in der Sonne, und bewahren sie in Büchsen auf. Sie werden innerlich und äusserlich gebraucht; äusserlich auf die Haut gelegt, ziehen sie

Bla-

Blasen, und dadurch üble Feuchtigkeiten aus den innern Theilen ab, und so wird dieses Insekt ein Mittel, wodurch der Mensch oft den Gebrauch seiner Augen, seiner Vernunft, und das Leben selbst wieder erhält.

Der Regenwurm.

So bekannt der Regenwurm auch schon längst gewesen, so hat man doch erst in neuern Zeiten etwas an ihm bemerkt, um dessentwillen man dies sonst verachtete Insekt bewundern muß. Nicht nur bewegen sich lange die einzelnen Theile wenn er durch irgend einen Zufall zerschnitten oder zerrissen wird, sondern wählt man, um ihn zu zerschneiden, ein scharfes Instrument, trennt man durch einen schnellen Schnitt in die Queere, ohne alle Quetschung, die Theile, so wird jeder dieser Theile wieder ein vollständiger Wurm.

Eben dies bemerkt man an einem Insekt der süssen Wasser, der kleine Tausendfus genannt. Man kan ihn durch einen Schnitt sehr leicht theilen. Und weil die Glieder und Ringe sehr merklich sind, so kan man an diesen Ringen sehr gut bemerken, wie die durch den Schnitt abgetrennten Theile wieder ersetzt werden, und also aus zwey Hälften eben soviel vollständige Thiere entstehen.

Die Armpolypen.

Ein Insekt der süssen Wasser, Armpolype genannt, mehrentheils von gelblicher, doch auch oft von grüner oder brauner Farbe, scheint, wenn es sehr gros ist, aus einer

Röhre

Röhre oder Schlauch, einen Zoll lang zu bestehen, woran eine Ründung als ein Kopf befindlich, um diesen Kopf her stehen mehrere Arme, die einzeln, bald schneller, bald langsamer bewegt werden, und die Grösse der ganzen Röhre, auch wohl doppelt oder dreyfach haben, dem blossen Auge aber als dünnes Haar erscheinen. Bey dem Anblick dieses Geschöpfs könnte man zweifelhaft bleiben, ob es Pflanze oder Thier sey, zerschneidet man es in die Länge, in die Queere, zu gleichen oder ungleichen Theilen, so wird jedes Stück wiederum ein ganzes. Die Stücke des in die Queer zerschnittenen Armpolypen werden in fünf oder sechs Tagen wiederum vollkommene Polypen. Die Stücke des der Länge nach durchschnittenen sind schon nach drey oder vier Stunden wieder vollständig. So scheint das Geschöpf zu den Pflanzen zu gehören, die man durch Schnittlinge vermehrt. Ausser dieser gewaltsamen Theilung erfahren diese Geschöpfe aber auch eine natürliche Vermehrung. Sie treiben aus ihrer Röhre Ausschöslinge, die kleiner, aber sonst völlig so gestaltet sind, als das erste. Solcher Ausschöslinge hat das Geschöpf oftmals eine grosse Menge, so daß es dadurch einem Baume mit Zweigen ähnlich wird. Diese Ausschößlinge sondern sich wenig Tage, nachdem sie zuerst bemerkt wurden, von dem Hauptstamme ab, setzen sich an einem andern Orte fest, und werden Geschöpfe völlig wie das Grosse. Nach dieser Beobachtung kan man den Armpolypen nicht mehr für eine Wasserpflanze ansehen, sondern man muß ihn für ein Thier halten. Dies Urtheil bestätiget auch die Bemerkung, daß sie sich nach der Stelle des

Flusses

Flusses oder des Wassers hinbewegen, wo es am hellesten ist, daß sie mit ihren Armen kleine Insekten und andere im Wasser schwimmende Körper fangen, zur Oefnung ihres Kopfs führen, und ihre Röhre oder Schlauch damit füllen, daß sie wenn das Wasser häufig beunruhiget wird, sich auf den Boden hinsenken, daß sie ferner durch Mangel der Wärme oft plötzlich sterben, durch Mangel der Nahrung krank, blas, und sodann mit Insekten als Läusen, welche aber nur das Vergrösserungsglas siehet, ganz bedeckt werden, sonst aber in einem ihnen dienlichen Aufenthalte das ganze Jahr durch erhalten werden.

Pflanzenreich.

Sinnkraut.

Auf den Wiesen am Niger Flus findet sich eine grosse stachlichte Pflanze, welche die Neger Guérackio, oder guten Tag nennen, weil sie, nach ihrer Aussage, wenn man sie entweder berührt oder in der Nähe anredet, ihre Blätter alsbald niedersinken lässet, und einen guten Tag zu wünschen, oder zu grüssen scheint.

Diese Pflanze gehört nemlich zu dem Geschlecht des Sinnkrauts. Man zählet von diesem empfindlichen Kraute an funfzig Gattungen, deren einige fast baumartig, andere sehr klein sind, und die alle mehr oder weniger merkbar sich bey der Berührung zusammziehen.

Geschlechter in Blumen.

Mitten in den Blumen, zum Beyspiel in der Lilie und der Tulpe, sieht man kleinere Theilchen, einen Blumengriffel,

der

der aus der Mitte hervorgehet, und mit zarten Stengeln und Fäden umgeben ist. Die Spitzen dieser Theilchen sind mit einem Staube bedeckt, welcher bey der Berührung die Finger färbt. Diese Theile sind sämtlich unentbehrlich, damit der Samen, der unter den Blumen sich befindet, auswachse. Um sich hievon zu versichern, hat man diese Theilchen abgeschnitten, und der Samen ist sodann unfruchtbar gewesen. Ja man hat nur zu verhindern gesucht, daß von den Staubfäden nichts auf die Blumengriffel fallen konnte, und auch dies hat schon die Fruchtbarkeit des Samens gehindert. Es giebt Pflanzen, die zwar Staubfäden haben, aber abgesondert und entfernt von den Blumen und Blumengriffeln. Zu diesen Pflanzen gehört das türkische Korn, der Kürbis, die Melone. Es giebt andere Gewächse, deren einige die Blumen, andre aber die Staubfäden tragen. Dergleichen ist der Spinat, der Hanf, der Spargel.

Nach diesen Staubfäden und Blumengriffeln theilt man die Blumen in männliche, weibliche, und Zwitter-Blumen. Letztere sind so beschaffen, daß um die Fruchtspitze, als den Eingang zum Samenbehältnis, solche Fäden herumstehen, die einen Samenstaub in diesen Eingang fallen lassen, und diese Fäden nennt man männliche. An andern Pflanzen sind die Blumen von verschiedenem Geschlechte, die obern sind gewöhnlich männlichen Geschlechts, und theilen bey der geringsten Bewegung der Luft den weiblichen Blumen ihren befruchtenden Staub mit. Es giebt auch Pflanzen und Bäume, deren einige blos männliche, andere blos weibliche Blu-

men tragen. Stehen diese Gattungen zu weit von einander entfernt; so bleiben beide unfruchtbar. Doch führt der Wind von einer ziemlichen Weite her den Staub der männlichen Blume dem Kelche der weiblichen zu. Ja die Bienen und Fliegen, welche um ihrer Nahrung willen von dieser zu jener Pflanze fliegen, tragen an den Haaren, womit ihr Leib besetzt ist, häufig den Staub der männlichen Blume zu den Griffeln der weiblichen, und befördern die Fruchtbarkeit der Gewächse, deren Blumensaft sie auszusaugen kamen. Auch hat man den Blumenstaub, z. B. des männlichen Palmbaums, abnehmen, sammlen, und mit glücklichem Erfolg durch halb Europa verschicken können, so daß der weibliche Palmbaum, der in einem Gewächshause an der Newa blühete, seine Befruchtung von dem Staube eines männlichen bekam, der am Rhein zur Blüte gekommen war.

Gewürznelke.

Die Molukkischen Inseln waren vordem das eigentliche Vaterland der Gewürznägelein. Daselbst wuchsen die Bäume wild. Die Holländer aber haben solche nach Amboina verpflanzet, wo sie jedoch sorfältig gewartet werden müssen. Die Nägelein selbst sind die getrockneten Blumenknospen, die Mutternägelein sind die getrocknete Frucht, aber sie sind ein schwaches Gewürz, das jenen an Stärke und balsamischen Feuer sehr weichen muß.

Muskatennuß.

Die Muskatennüsse und Muskatenbluhmen sind von einem und demselben Gewächse, das auf allen Molukkischen

Inseln

Inseln, und hauptsächlich in Banda hervor kommt. Die Nuß hat eine dreyfache Schale oder Haut. Die erste fällt von selbst ab, so bald die Nuß reif wird. Denn kommt die zwote zum Vorschein, welche sehr zart und dünne ist. Selbige schälet man behutsam von der frischen Nuß ab, und trocknet sie in der Sonne. Das ist denn die Muskatenblume oder Muskatenblüte, deren Wirkung feuriger, stärker und flüchtiger ist, als der Nüsse. Man sieht aber, daß sie den Nahmen Blüte sehr uneigentlich führet. Die dritte Schale umschließt die Nuß unmittelbar. Man nimmt sie aus ihrer Schale heraus, und läßt sie einige Tage in Kalkwasser liegen, damit sie etwas vom Kalk durchdrungen werden. Auf solche Weise wird sie fester, und kann, ohne zu verderben, über See geschickt werden. Der Kalk schadet nichts, weil er entweder verfliegt, oder weil das überbleibende zu unbeträchtlich ist.

Der Zimmet.

Der Zimmet ist die Rinde eines gewissen Lorbeerbaums, der jetz fast allein auf der Insel Zeylon wächst. Wenn der Baum gewisse Jahre erlangt hat, wird er geschälet, und die Rinde, nachdem man die äussere unnütze Haut weggenommen hat, wird in der Sonne getrocknet. Dadurch rollt sich die Rinde röhrenförmig zusammen Der Kanel oder weisse Zimmet ist von einem andern Baume, der vornehmlich auf Jamaica wächst. Diese

Rinde ist zu scharf und zu beissend, und wird in der Küche nicht gebraucht.

Der Caffee.

Der Caffee, Coffee, ist der Kern der Frucht eines Baums, der ursprünglich aus dem glücklichen Arabien her ist, nun aber in viele heisse Länder verpflanzet worden. Ausser Arabien wird er am besten auf der Insel Martinique gezogen. Die Holländer bauen ihn auch in Surinam, Java, Zeylon und Batavia. Die Frucht hat die Gestalt einer Kirsche, ist sehr vollsaftig, und hat in der Mitte den Kern. Dieser ist im frischen Zustande gelblicht oder grau, oder blasgrün. Die Früchte oder Schalen werden auf Matten in der Sonne getrocknet, und hernach mit Walzen zerbrochen, so, daß die Kerne herausfallen. Daher rührt es, daß jede Coffeebohne in zwo Hälften getrennet scheinet. Nachdem diese Kerne noch einmal an der Sonne getrocknet sind, werden sie nach Europa geschickt. Die arabischen und besten Bohnen, heissen levantischer Caffee.

Der Thee.

Der Thee wird von den Blättern eines Strauchs, der in Japan, China, Tunquin und Siam gezogen wird, gemacht. Man sammlet diese Blätter im Frühjahre zwey bis dreymal, und nach der Güte giebt man ihnen verschiedene Namen. Die von der ersten Einsammlung

sind

sind die feinsten und zartesten, kommen aber gar nicht aus dem Lande, und werden unter dem Namen Kaiserthee für den Hof aufbewahret. Derjenige, den wir unter dem Namen Kaiserthee oder-Theeblumen aus Holland bekommen, ist ein guter Thee von der zweyten Einsammlung.

Cacao.

Der Cacao ist eine Art von Nuß, von der Grösse einer Mandel, und wächst in Ostindien, vornehmlich aber in Neuspanien, auf einem Baume, der ohngefähr so groß wie ein Kirschbaum ist, und fast solche Blätter, wie der Orangenbaum hat. Die Nüsse sind in einer mit vielem Safte erfülleten Schale eingeschlossen. Aus dem Cacao machen wir mit Zucker unsere Chocolade. Die Spanische Chocolade ist noch mit der Vanille vermischt. Letztere ist eine sehr hitzige aromatische Schote, von einen gewissen Mexicanischen Gewächse.

Der Toback.

Der Toback, oder Taback, ist ein Kraut, welches man in Europa nur erst seit der Entdeckung von Amerika kennt, Die Spanier haben ihm zuerst den Namen beygelegt, und solchen von der Provinz Tabaco im Americanischen Königreiche Jukatan entlehnet, wo sie dieses Kraut zuerst gefunden, und es nach dem Exempel der Indianer zu gebrauchen angefangen haben. Ob es nun gleich eigentlich nur eine Art der Tobacks-

pflanze giebt, so ist solche doch nach Beschaffenheit des Clima sehr an Güte unterschieden. Sie geräth am besten und kräftigsten in den warmen Ländern, und die, welche in vielen Gegenden Teutschlandes gebauet wird, kann jener nicht gleichgeschätzt werden.

Die frischen Tobacksblätter müssen eine Zeitlang in der Sonne schwitzen, und nachher trocknet man sie auf einem kühlen luftigen Boden. Dieser Blättertabak wird in den Fabriken auf mancherlei Art verarbeitet und zugerichtet, damit gesponnener Knaster- und Rolltoback daraus werde. Unter diesen zum Rauchen bestimmten Tobacksarten wird der Varinas für den besten gehalten. Selbiger wird im spanischen Amerika gezogen. Nach diesem folgt an Güte der Virginische, und dann der Brasilientaback. Der türkische Toback bestehet in kleinen wachsgelben Blättern, die büschelweise zusammengebunden sind. Er ist ungemein stark. Der Schnupftaback, oder das Pulver von den Tobacksblättern, hat fast so viel Nahmen, als Länder und Oerter sind, wo er herkommt. In Absicht der Zurichtung unterscheidet man vier Hauptgattungen. Denn er ist entweder granirter, oder Rappee, oder feingepulverter Toback, oder Tobackskleye.

Der Zucker.

Der Zucker ist ein ausgepreßter und eingekochter Saft einer Pflanze, die in Brasilien und den umliegenden Inseln,

der auch auf einigen Afrikanischen Inseln, selbst auch in Ostindien, als ein sehr dickes Schilf oder Rohr, sechs bis zehn Fuß hoch aufschiesset. Doch erhält man den Zucker auch sehr häufig aus den Ahornbäumen, die in Nordamerika wachsen, selbst aus rothen und andern Rüben kann man Zucker bereiten.

Die Bereitung des Zuckers ist nicht künstlich, aber mühsam. Man schneidet die Rohrhalme, wenn sie zeitig sind, ab, reiniget sie von den kleinen Blättern, legt sie in Bündel zusammen, und presset durch Quetschung auf einer besondern Zuckermühle den Saft aus. Diesen sammlet man in einen grossen steinernen Krug oder Bottich, aus welchem er durch Rinnen in die Zuckersiederey geleitet wird, woselbst man ihn auch sogleich versiedet, weil er sonst in kurzer Zeit gähret und versauert, Während dem Kochen wird die Unreinigkeit abgeschäumet, und um das Schäumen zu befördern, thut man etwas Lauge hinzu. Man wiederholet das Sieden einigemal, und, wenn der Saft die gehörige Dichtigkeit erlangt hat, setzt man man in frischen Kesseln zum Abkühlen hin. Wenn er laulicht geworden, gießt man ihn in eigene Formen, worinn er gerinnet, und die nöthige körnigte salzartige Trockenheit erhält. Der Zukker würde aber niemals trocken werden, wenn man nicht dem Safte während dem Sieden Kalk zusetzte. Dieser also bereitete Zucker ist doch noch sehr schmierigt und unrein. Deswegen wird er entweder in Amerika, oder

in Europa rafiniret oder geläutert. Daher rührt nun die Eintheilung in rohen und raffinirten Zucker. Das Raffiniren besteht in der Auflösung des Zuckers in Kalckwasser; so aufgelöset lässet man ihn mit Eyweiß oder Blut unter beständigem Sieden und Umrühren schäumen, und seine Unreinigkeiten noch mehr von sich stossen. Den Zuckerkant macht man aus dem besten gereinigten Zucker, den man im Wasser siedet bis er dick wird. Diesen dicken warmen Saft thut man in ein irdenes Geschirr, und lässet ihn an die daran gehängten hölzernen Stäbe oder Zwirnfäden kandiren oder in Crystallen anschiessen. Syrup ist der flüssige und schmierige, oder fette Theil, welcher vom Zucker, wenn derselbe aus dem Zuckersafte gekocht oder geläutert wird, übrig bleibt, und sich durch Kochen zu keiner dichtern Konsistenz hat wollen bringen lassen. Er ist braun oder schwarz. Der Candissyrup aber, oder weisse Syrup, ist das dicke Ueberbleibsel bey Verfertigung des Zuckerkants.

Die Baumwolle.

Die Baumwolle wächst in einem warmen dürren Boden an den meisten Ort von Asien, Afrika und dem südlichen Amerika, auch in einigen warmen europäischen Ländern, wie z. E in Sicilien. Sie sitzt in der Frucht eines gewissen Strauches. Diese Frucht ist oval, und eine Art Schoten, welche sich, wenn sie reif geworden ist, aufthut, und in drey

oder vier Theile theilet, worinn ein Busch schneeweiser Wolle liegt, der von der Wärme dergestalt aufläuft, daß er so groß als ein Apfel wird. Mitten darinnen sitzen die Samenkörner. Die Baumwolle wird aus ihrer Hülse, vermittelst einer eigenen Maschine, so zu reden, heraus gesponnen. Die beste ist die Levantische Baumwolle, welche in der Gegend von Smyrna gewonnen wird.

Das Baumöl.

Das Baumöl ist der ausgepreßte Saft aus den Oliven, die in Frankreich, Spanien, Portugall und Italien so häufig wachsen, daß die Olivenbäume ganze Wälder ausmachen. Die Cultur dieser Bäume, und die Auspressung des Oels aus ihren Früchten, verschaft vielen tausend Einwohnern Nahrung. Das weisse Baumöl ist besser und theurer als das grüne. Es dienet in den Provinzen, darinn der Oelbaum wächst, den Einwohnern statt der Butter, weil sie der Viehweiden, wegen des brennenden Erdreichs, beraubt sind.

Indig.

Die bekannte schöne blaue Farbe, welche man den Indig oder Indigo nennet, hohlen die Europäer aus Ost- und Westindien. Sie wird daselbst aus einem Kraute, welches Anil heißt, bereitet. Sie ist eigentlich nichts anders als ein Klumpen, der aus den zu Hefen gewordenen, im Wasser durch die Fäulniß zerstossenen, Blättern obgedachter Pflanze besteht. Diese Hefen bringt man in Formen und läßt sie

an der Luft trocknen. So ist denn der Indigo fertig, dessen Schönheit jedoch sehr unterschieden ist, nachdem man mehr oder weniger Fleiß und Genauigkeit bey dessen Verfertigung anwendet.

Corallengewächse.

Die hornartigen oder steinartigen Corallengewächse, welche im Meere als höhere oder niedrigere Stauden wachsen, und blühen, sind wirklich lebende zusammengesetzte Thiere, und in denselben vereiniget sich also das Pflanzen- und Thierreich auf das genaueste. So unbeweglich die ganze Pflanze auf ihrem Stamm ist, so führt ihr doch das Meer alle Augenblick nahrhaften fetten Lehm, Salze, Pflanzentheile reichlich zu. Nun brauchte sie die vielen und edleren Sinne nicht, da sie doch dem Reiz derselben nicht hätte nachgehen können. Einige Fasern, die zu den Mündungen dieser Pflanze heraushangen, sind ihre einzige sinnliche Werkzeuge, und diese auf eine bestimmte Weise zu verkürzen und auszustrekken, ist alle Bewegung derselben. Dadurch entstehet eine Wirbelung des Wassers, welche den Mündungen der Pflanze Gelegenheit giebt, die Speise zu erhaschen. Ihr Same wird in der Pflanze befruchtet, ohne Mühe ausgeschüttet, und wohin diese Nachkommenschaft kommen kann, wird für einen Grund, worauf sie kleben bleibet, und für Nahrungsmittel, gesorgt seyn.]

Edelgesteine.

Die Edelgesteine sind kleine Steine, selten in der Grösse einer Wallnuß, die unter allen Steinen die härtesten und bey

ihrer

ihre Durchsichtigkeit die glänzendesten sind, auch in dem heftigsten Feuer nur spät erst einige Veränderung leiden. Sie werden in den Ritzen und Höhlen einiger Felsen erzeugt, von da aber bisweilen durch reisende Bergwasser abgespühlt. Daher findet man sie auch an den Ufern der Flüsse, oder in der Erde. Sie wachsen allezeit in bestimmten krystallischen Formen. Die Ostindischen sind die schönsten und härtesten: aber auch in Brasilien findet man sie sehr schön. Die Europäischen Gebürge, insonderheit die böhmischen, zeugen auch dergleichen Steine, die aber in Härte, Glanz und Feuerbeständigkeit, weit unter jenen sind, und daher unächte Edelsteine genennet werden. Alle diese Steine werden wegen ihres Schimmers zum Schmuck des Menschen gebraucht, und sind der theuerste Zierrath, indem bisweilen ein einziger Diamant mehrere tausend Thaler kostet.

Der Diamant ist der härteste und kostbareste Edelgestein er ist mehrentheils wie helles Wasser ohne Farbe; auf ihn folget der Rubin, der schönroth, der Sapphir, der hell himmelblau; der Smaragd; der dunkelgrün; der Topas der hellgelb ist. Der Hyacinth, so falb, der Amethyst, so purpurfarbig, und der Beryll, so meergrün ist, werden bald mehr bald weniger hart gefunden: doch sind die besten von geringerem Werth, als jene kostbahre Steine. So wie man sie in Bergen oder in der Erde findet, werden sie rohe Steine genennet. Ihre Schönheit zeiget sich erst, wenn sie geschliffen und gefaßt sind.

Bernstein.

Der Bernstein hat hauptsächlich das Königreich Preussen zu seinem Geburtsort. Ueber seinen Ursprung und Wesen ist unter den Gelehrten viel gestritten worden. Einige halten ihn für ein Produkt aus dem Pflanzenreiche, andere für ein Erdpech. Die meisten leiten jetzt seinen Ursprung von einem subtilen, flüssigen, harzigen Oele her, welches durch Beymischung sehr zarter Erdtheile und eines sauren vitriolischen Salzes in eine harte Masse durch Hülfe der unterirrdischen Wärme ist verwandelt worden. Daß er anfangs flüßig gewesen sey, und erst nach und nach seine Härte erlange, bezeugen die verschiedene in demselben eingeschlossene Körper. Man findet ziemlich nicht selten Fliegen, Spinnen, Mücken und andere Insekten darinn, ja man hat auch metallische Theile und Wassertropfen in demselben bemerkt. Man hat bekanntermaßen weissen und gelben Bernstein. An dem sudauischen Ufer in Preussen finden sich zwo Adern, in welchen man nicht nur allemal ohne Zweifel Bernstein antrift, sondern wo er vermuthlich auch erzeuget wird. Man hat durch eine genaue Untersuchung befunden, daß sich die Bernsteinadern bis auf den Abgrund des Meeres erstrecken, aus welchen der Bernstein entweder durch die Wellen losgerissen, und nach der Oberfläche des Wassers gebracht, oder durch Kunst heraus gefischet wird.

Der Mensch.

Der menschliche Körper ist offenbar bestimmt, nicht wie die Thiere auf vieren zu gehen, sondern von dem Boden aufgerichtet

gerichtet, in gerader, erhabner Stellung zu stehen. Ihm ist also auch der Anblick der Dinge, die über ihm, und am Himmel sich zeigen, höchst bequem gemacht. Die Sinne sollen ihm alles, was ihn umgiebt, bekannt machen, durch dieselbe soll er mit der übrigen Welt in genauern Zusammen hang kommen. Deswegen sind die Werkzeuge der Sinne im Kopf, als ihrem besten Standort angebracht, und zu ihrem Dienst bewundernswürdig eingerichtet. Die Augen, als Wächter, stehen am erhabensten Theil, um ihrer Bestimmung gemäß so viel als möglich zu übersehen. Das ganze Auge ist schlüpfrig um ausweichen zu können, wenn etwas schädliches auf dasselbe trift: es ist beweglich, um nach Gefallen den Blick hieher oder dorthin richten zu können. Die Augenlieder, als die Dekken der Augen, sind so weich als möglich, damit sie dem Gesicht nicht nachtheilig seyen, sie sind aufs bequemste eingerichtet, um die Pupille zu verdecken, oder zu verhüllen, und zwar will die Vorsicht, daß dies unzähligemal mit der größten Geschwindigkeit geschehe. Die Augenlieder sind durch Augenwimpern als durch eine Schutzwehr gesichert, diese treiben das zurück, was etwan die Luft durch das geöffnete Auge hinwehet, und schützen, da sie so dicht sich schliessen, im Schlaf das bedeckte Auge. Das Auge liegt in einer Höhlung und von allen Theilen umgeben es zu seiner Sicherheit erhabne Theile. Der Stirnknochen, stark erhaben, ist überdem mit den Augenbraunen bezogen, durch welche der Schweis, der vom Kopf und von der Stirne herab fliesset, seitwärts geleitet wird. Die Knochen unter dem Auge, die auch etwas erhaben sind,

sichern das Auge von unten. Die Nase hat solche Stellung, daß sie als eine Seitenwand zwischen beyden Augen Sicherheit schaft.

Da die Ohren den Schall empfangen sollen, der durch die natürliche Bewegung der Luft aufwärts geht, so ist ihnen weislich ihr Platz in der Höhe angewiesen. Der Zugang zu diesem Sinn ist immer offen. Denn wir bedürfen dieses Sinns auch im Schlaf, wir müssen durch denselben aus dem Schlafe können erweckt werden. Der äussere Gang ist gewunden, damit nicht alles gerade hinein dringen könne. Auch hat die Natur in diesem Gange ein Fett, als eine Art Vogelleim angebracht, in welchem die kleinsten Insekten, die ins Ohr gerathen, hängen bleiben müssen. Der äussere Rand, das was wir Ohr nennen, steht hervor, theils zum Schutz des sinnlichen Werkzeuges, theils damit der Schall nicht überhinstreife und abgleite, ehe er dem Gehör zugeführt ist. Der Gang ist knochicht, und geht sehr gekrümmt, denn beyde Eigenschaften verstärken den Schall.

Die Nase steht am Haupte, weil aller Duft nach oben steigt; und weil sie zugleich Speise und Trank beurtheilen sollte, so hat sie weislich in der Nachbarschaft des Mundes ihre Stelle bekommen. Die Nase muste zwar immer geöfnet seyn, weil ihr Dienst immer gefordert wird, aber ihr Eingang ist darum enger, damit das schädliche nicht hoch hinaufkomme. Sollte Staub und andere nachtheilige Dinge abgeführt werden, so muste sie eine beständige Feuchtigkeit haben.

Der Geschmack, der die Dinge, die wir geniessen, unterscheiden sollte, hat da seinen Sitz, wo dem Essen und Trinken

ken der Eingang bestimmt war. Auch dieser Sinn ist vortreflich verwahrt, der Mund umschliesset ihn, theils zum Gebrauch sehr bequem, theils um ihn unverdorben zu bewahren.

Das Gefühl ist aber gleichmäßig über den ganzen Körper verbreitet, damit wir jeden Druck und jeden heftigern Anfall der Kälte und der Hitze spühren möchten.

Um die mannigfaltigen Töne hervorzubringen, welche zur Sprache gehören, und durch welche des Menschen Seele ihre Vorstellungen bezeichnen will, hat die Natur unglaublich künstliche Werkzeuge angebracht, die Luftröhre führ die Luft, welche Schall oder Menschenstimme wird, in den Mund, die Zunge lenkt, verstärkt oder mässigt nach Gefallen den Schall, die Zähne und andere Theile des Mundes thun dazu auch zuletzt das Ihrige.

Sollten die Arme und Hände frey auf allen Seiten, und für alle Theile des Körpers mannigfaltige Verrichtungen vornehmen, so musten sie den und keinen andern Platz am Leibe erhalten. Wie geschickt machen nicht die mannigfaltigen Gelenke,die an der Hand immer feiner und beweglicher werden, diese Glieder zu allen möglichen Bewegungen? dadurch allein konnte der Mensch zur Geschicklichkeit der Malerey, Bildhauerkunst, Tonkunst gelangen. Durch Arm und Hände allein konnte er es so weit bringen, daß er den Acker bauete, Häuser errichtete, Kleider und tausend Geräthschaften sich verschaffete, Schiffarth betrieb, die wilden nnd ihm überlegnen Thiere bändigte, ja die Natur und die Elemente auf mannigfaltige Weise nach seinem Willen brauchte.

So ist der Mensch durch die Gliedmassen, die ihm zuge- theilt sind, durch seine feste, dabey aber auch sehr gelenkige und aller Bewegung fähige Zusammensetzung in den Stand gesetzt, das auszuführen, was die Seele zur Erhaltung, zur Beschützung, zum Vergnügen des Menschen, seiner Natur gemäß, so mannigfaltig beschliesset, und will.

Die Erde.

Die Erde, der Geburtsort und Wohnplatz der Menschen, ist eine Kugel, überall mit Luft umgeben. Ihre Oberfläche ist so groß, als ein Platz der fünf tausend Meilen lang und achtzehn hundert Meilen breit wäre. Von diesem ganzen Raum ist kaum der dritte Theil trocknes Land, das übrige liegt unter dem Wasser.

Alle bekannte Länder des Erdbodens werden in vier Haupttheile getheilt, welche man Europa, Asia, Afrika, und Amerika nennt; nach den neuesten Endekkungen könnte man bald einen fünften hinzufügen. Europa ist der einzige Welttheil, welcher überall angebauet und mit Städten oder Dörfern angefüllt ist, dessen Einwohner Gemeinschaft mit einander haben, und sich, wenige ausgenommen, zu einer allgemeinen Religion bekennen. Europa ist der kleinste Theil, aber seine Einwohner herschen über viele Länder der drey übrigen Theile, und haben sich die Küsten von mehr als der halben Erde unterwürfig gemacht. Keine andere, als die Europäischen Völker, reisen in alle vier Theile der Welt, um aus allen Ländern, das, was ihnen gefällt, zusammen zu hohlen. Von allen Völkern der Erde sind die Europäer die, welche am meisten wissen, und die meisten Künste gelernt haben.

Der

Der Ackerbau.

Der Ackerbau ist in China in dem größten Ansehen. Um ihm alle mögliche Achtung zu verschaffen, gehet der Kayser selbst alle Jahre einmal mit grosser Pracht auf das Feld. Die Prinzen seines Hauses, die Präsidenten der fünf hohen Tribunale, und eine grosse Menge von Mandarinen begleiten ihn. So bald der Kayser auf dem Felde angekommen, so stellet sich an zwey Seiten die Leibwache, an der dritten die Mandarinen, und an der vierten eine grosse Menge Ackerleute. Hierauf tritt der Kayser allein hervor, fällt vor allen Anwesenden auf die Knie, und berührt mit seiner Stirn neunmal die Erde, seine tiefste Ehrfurcht gegen den Tien, den Gott des Himmels zu bezeügen, verrichtet auch mit lauter Stimme ein Gebet, worinn er den Himmel um den Segen über ihn, und sein ganzes Land, und aller seiner Unterthanen Arbeit anflehet, und opfert darauf, als oberster Priester, der obersten Gottheit einen Ochsen. Wärend dem aber, daß man das Fleisch des Thieres zerlegt, und zum Opfer bereitet, wird ein Pflug und ein par mit prächtigem Geschirr behangene Ochsen herbeygebracht. Alsobald legt der Kayser den kaiserlichen Schmuck ab, und pflüget selbst mehrere Furchen durch das ganze Feld herunter, alsdann übergiebt er den Pflug den vornehmsten Mandarinen, von welchen einer nach dem andern so lange pflügt, bis alle vom obersten bis zum niedrigsten Hand angelegt haben. Worauf der Kayser dann selbst Geld und Kleidungsstücke unter die gegenwärtigen Ackerleute austheilet, welche in seiner Gegenwart das Stück Landes völlig um-

umpflügen. Eine gleiche Ceremonie wird bey der Säezeit beobachtet, und so ist der Kayser in China diejenige Person, welche im ganzen Lande alle Jahr die erste Furche ziehet, und den ersten Samen ausstreuet. Ist diese, man möchte wohl sagen, heilige Ceremonie vorbey, so müssen in allen Provinzen die Vice-Könige ein gleiches thun.

Cyrus der jüngere, König über einen Theil von Klein-Asien, führte den Griechen Lysander, der als Gesander zu ihm gekommen war, selbst in seinen königlichen Garten bey Sardes. Als nun Lysander die Schönheit der Bäume, die Uebereinstimmung der Anordnung, die geraden Gänge, und die Art, wie alles sich in rechten Winkeln durchschnitt, bewunderte, und im Spatziergehen ein mannigfaltiger Wohlgeruch sie umfloß; so brach Lysander aus: ich bewundere alle diese Schönheiten, aber noch mehr bewundere ich den, der alles dieses dir so abmaß und ordnete. Cyrus hörte dies mit Wohlgefallen, und sagte: aber Lysander, der, welcher alles dieses abstekket und ordnet, der bin ich, auch giebt es Gewächse darunter, die ich selbst gepflanzet habe. Lysander blickte aufmerksamer auf ihn hin, und indem er jetzt erst seine Kleiderpracht, den Duft seiner Salben, und seinen übrigen Schmuck unterscheidend bemerkte, so rief er aus: Wie Cyrus? und du hättest mit eigenen Händen gepflanzt? Das nimmt dich Wunder Lysander; bey der Sonne (dem Mithras) nie, so lange ich mich gesund fühle, speise ich, bis ich entweder bey einem ländlichem Geschäfte, oder bey irgend einer andern geflissentlichen

Bemü-

Bemühung meinen Körper in Schweis gesetzt habe. Darauf ergrif Lysander seine Hand, und sprach: ich bin überzeugt. Du bist wirklich beglückt. Denn Du bist so gut als glücklich.

Ein Herzog von Oesterreich aus dem dreyzehnten Jahrhundert, der von Rapperschweil nach Winterthur ritt, sahe auf dem Felde einen wohlgekleideten, ansehnlichen Mann den Pflug führen, diesen zogen schöne Pferde, bey welchen ein wohlbekleideter Junge gieng. Ey doch, rief der Herzog, wenn hat man einen so feinen Bauer und so vortrefliche Pferde gesehen? Sein Hofmeister gab ihm darauf zur Antwort: Herr, es ist der Freye von Hegnau, und der Junge ist sein Sohn. Gewiß werden sie morgen beyde an den Hof kommen. Wirklich kam folgenden Tag der von Hegnau mit seinem Sohne und fünf Reutern nach Winterthur, dem Herzog die Hand zu küssen.

Der Prinz Ludwig Eugen von Würtenberg besuchte im Jahr 1765. die Helvetische Gesellschaft im Bade zu Schinznach. Er bezeigte ein Verlangen der arbeitsamen, mäßigen, weisen, Schweizerischen Bauer Kleinjogg, sonst auch der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so gieng der Prinz von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet ihm entgegen, umarmte den Bauer, und sagte: es freuet mich dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem ich von dir so viel Gutes gehört. Mich freut es auch euch zu sehen, Herr Prinz, versetzte der Bauer! Es ist gar zu schön, wenn grosse Herren zu uns armen Bauern herun-

tersteigen Ich steige nicht zu dir herunter, ich steige zu dir hinauf, du bist besser, als ich. Thränen zitterten hiebey dem menschenfreundlichen Prinzen in die Augen. Kleinjogg ward bestürzt, sagte aber bald wieder freymüthig, wir sind beyde gut, wenn jeder von uns thut, was er soll. Nach langem und herzlichem Gespräche nahm Kleinjogg mit kurzem und ungekünsteltem Dank für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein, nun behüte euch Gott, hinzu, bot dem Prinzen die Hand, und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Was soll das seyn? sagte Kleinjogg mit sanftem Lächeln. Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die du mir gemacht hast, sagte der Prinz. Kleinjogg betrachtete es, und versetzte: Geld habe ich nicht nöthig, wenn ich arbeite habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viel gehabt als ihr, das versäumte werde ich bald einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch grosse Herrn uns Bauern deswegen lieben. Unkosten habe ich weder hier noch auf der Reise gehabt, mit einem Stück Brod bin ich hieher gekommen, ein Stück Brod wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts destoweniger für eure Freundlichkeit. Behaltet aber euer Geld, fügt er mit ernsthafter Miene hinzu. Sobald man durch andere Wege Geld sucht, als durch Arbeit, ist man verlohren. Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche, und gestand hernach, er habe sich in seinem Leben nie so arm empfunden, als in diesem Augenblick.

Schif-

Schiffarth.

Die Schiffarth auf dem grossen Meere giebt Gelegenheit zu sehr abwechselnden Aussichten und Erfahrungen. Der Anblick des Oceans, wenn der Wind bey hellem Himmel stark über denselben hinwehet, ist prächtig und fürchterlich zugleich. Wenn man bald von der Höhe einer breiten schweren Welle das unermesliche Meer übersieht, welches in unzählbare tiefe Furchen aufgerissen, und mit blendendem Schaum bedeckt ist: bald mit der brechenden Welle in das fürchterliche Thal herabschiesset, welches Wasserberge mit schäumenden Spitzen umgeben. Weniger vermischt ist das Vergnügen, wenn das Schif an einem heitern Morgen, über die entweder spiegelglatte oder wenig gekräuselte Fläche des Meeres dahin gleitet, indem grosse und kleine Fische das Meer, und Seevögel die Luft erfüllen. Wenn in der Nähe des anmuthigen Landes alsdenn die Luft erfrischende Wohlgerüche dem Seefahrer zuwehet, hier am senkrecht stehenden Felsen ein Krystallheller Fluß sich ins Meer stürzt, dort die mit Wald bedeckte Berge in mancherley majestätischen Gestalten im ersten Morgenstrahl glänzen, die Hügel mit Fruchtbäumen und Saten abwechselnd bedeckt erscheinen, erst noch stille Schatten über die Landschaft dahinschweben, dann allmählig Häuser und Kähne einzeln am Ufer sichtbar werden, die ganze Aussicht zu leben beginnt, die Einwohner erwachen, und nun das Schif zu empfangen eilen. Gegen solch einen Morgen aber giebt es unzählige Tage, da ein ununterbrochenes Einerley mit Ueberdruß und langer Weile die Seefahrenden plagt, da jeder

kleine Vorfall, der auf dem Lande kaum Kinder würde aufmerksam gemacht haben, den Reisenden in Aufmerksamkeit setzt; da eine Schwalbe, die das Schif begleitet, oder ein anderes Vögelchen von allen beobachtet wird, und zu langem Gespräche Anlas giebt. Auch nach der glücklichsten Reise, wenn sie lange dauerte, ist der Anblick des Landes, wovon man erst so hinwegeilete, sehr erwünscht. Ja der Anblick eines kahlen Felsen, zwischen dessen rauhen Aussichten nur wenig Grün zu sehen war, hat entschlossenen und abgehärteten Seeleuten die größte Freude verursacht. Selbst auf Schiffen, die weise Führer, und gesunde, erfahrne, und gutversorgte Seeleute haben, ist nach einer Fahrt von einigen Monaten das Elend unvermeidlich.

Die gesalzenen Speisen werden selbst denen zum Ekel, die von Jugend auf fast nichts anders gegessen haben. Es graut ihm ordentlich vor die Stunde des Essens. Sobald sie nur die Salzspeisen riechen, vergeht ihnen gleich die Lust. Bey den Wasserfässern stehen gewöhnlich Schildwachen, damit nicht jeder nach Willkühr sich Wasser hole. An Zwieback können sich die Matrosen nicht satt essen. Sie bekommen nicht mehr den gewöhnlichen Antheil, und noch dazu oft verdorben, verfault, oder voll Würmer. Wenn nun auch noch keine gefährliche Krankheiten die Seleute überfallen haben, so herrscht doch allgemeine Verdrossenheit auf dem ganzen Schiffe.

Eine kleine Nachläßigkeit mit Feuer, die auf dem Lande von keinen Folgen gewesen wäre, kann dem Schiffe und allen, die darauf sind, den schnellesten Untergang zuziehen. Oder

durch

durch ein Luftloch und Fenster, welches nicht fest genug zuge- macht ist, dringt bey etwas hochgehenden Wellen, in einer Nacht so viel Wasser herein, daß nicht nur Kleider und Ge- räthe verderben, sondern das ganze Schif und alle Reisende in die augenscheinlichste Gefahr kommen, unterzugehen.

Ein Gewitter muß den Seefahrenden viel fürchterlicher seyn, als den auf dem Lande lebenden. Bald spaltet der Bliz den Mast oder zersplittert einen andern hervorragenden Theil des Schiffes, besonders wenn viel Eisen daran ange- bracht ist. Bald wird das ganze Schif durch einen Stoß wie im Erdbeben erschüttert, und glücklich genug kommt es davon wenn nicht die auf den Verdecken arbeitenden Matrosen erschla- gen werden, oder das Schif gar in Brand geräth, und ohne Rettung in Rauch aufgehet.

Wenn nun aber ein schwerer Sturm das Schif über- fällt, und das Fahrzeug stark von einer Seite zur andern sich wälzet, so verursacht dies so schnelle und heftige Bewegungen, daß die Leute in steter Gefahr stehen, gegen die Verdecke, oder Seiten zerschmettert zu werden. So erfuhr es das Schif worin der Admiral Anson die Welt umfuhr; „ob wir uns „gleich, erzählt er, mit äusserster Sorgfalt, gegen die Stösse „dadurch in Sicherheit zu setzen suchten, daß wir etwas fest „stehendes umfasseten: so wurden doch viele von unserer „Mannschaft mit Gewalt davon gerissen, einer unserer be- „sten Schifleute ward über Bord geworfen und ertrank; ein „anderer verrenkte den Hals; der dritte ward in den grossen „Raum geworfen, und zerbrach einen Schenkel, und einer

„ von den Gehülfen des Oberbootsmanns brach das Schlüssel-„ bein zweymal entzwey; anderer Unglücksfälle von eben der „ Art zu geschweigen. Die Stürme, welche schon an sich „ selbst, ohne ihre andere unglückliche Folgen, fürchterlich sind, „ wurden uns durch ihre Ungleichheit und die betrügliche Ab-„ wechselungen noch schädlicher. Denn wenn wir es zuwei-„ len wagten, unsre Untersegel vorsichtig zu brauchen, kam „ der Wind, ohne die geringste vorhergehende Anzeige, mit „ verdoppelter Macht wieder, und riß in einem Augenblicke „ die Segel herunter. „ So verschlägt das furchtbare Meer die Schiffe weit von ihrer Strasse, erschüttert sie oft so stark, daß sie leck werden, und endlich von Wasser angefüllt zu Grunde sinken müssen, wenn man durch Pumpen und Verstopfen der Löcher und Ritzen nichts mehr ausrichten kann; oder es wirft die Schiffe auf Sandbänke oder an Klippen, wo sie zerscheitern. Oder Wasserstrudel drehen das Schif in einen Kreis und verschlingen es in den Abgrund.

Das angenehme, das bewunderte, das gute Kind.

Cyrus genos bis ins dreyzehnte Jahr der Erziehung nach Persischer Einrichtung, er übertraf seine jedesmalige Gefährten; denn was er zu lernen hatte, begrif er sehr geschwind, was er zu thun hatte, that er anständig auf eine gesetzte Weise. Nun erbat sich Astyages, der Medische König, von seiner Tochter, die die Mutter des Cyrus war, einen Besuch. Auch

Auch den Enkel wünschte er zu sehen. Beyde reiseten so bald als möglich ab, und kaum waren sie angekommen, kaum hatte man dem Cyrus seinen Großvater gezeigt, so grüßete der junge Prinz so natürlich und anständig den Astyages, als man Leute, die man lange kennt, als man alte Freunde zu grüßen pflegt.

Er fand seinen Großvater ganz besonders geschmückt, er erblickte Schminke um die Augen, und mannigfaltig aufgelegte Farben, er sahe, daß er fremdes Haar trug, er sahe ein Purpurgewand, über demselben einen Talar, Geschmeide um den Hals und an den Händen, und was des Medischen Putzes mehr war, wovon man am Persischen Hofe nichts sahe. Lange sahe er auf seinen Großvater hin, und dann rief er aus: o Mutter, wie schön ist dieser mein Großvater. Als nun die Mutter ihn fragte: Wer kömmt dir schöner vor, dein Vater, oder der, den du vor dir siehest? so antwortete Cyrus: Mutter, unter den Persern war mein Vater bey weiten der schönste, aber unter den Medern, so viel ich ihrer auf dem Wege und in den Häusern gesehen, ist es dieser mein Großvater.

Astyages speisete nun mit seiner Tochter und dem Cyrus, und wollte dem Knaben die Mahlzeit so angenehm als möglich machen, damit er keine Sehnsucht nach Hause fühlte. Er ließ ihm deswegen Schüsseln mit allen Arten feiner Speisen vorsetzen: Cyrus aber ließ sich bey der Gelegenheit also verlauten: O Großvater, wie viel Umstände hast du bey deiner Mahlzeit, da du nach allen diesen Schüsseln die Hände ausstrecken, und von allen diesen so manigfaltigen Speisen kosten mußt.

Astyages. Wie denn, scheint dir diese Mahlzeit nun nicht viel köstlicher, als die in Persien?

Cyrus. Gar nicht, mein Großvater; bey uns ist der Weg satt zu werden viel einfacher und gerader, als bey euch; denn uns führt Brod und Fleisch dahin; ihr aber eilet nun zwar auch eben dem Ziele zu, wenn ihr nun aber viele Krümmungen oben und unten durchirret seyd, so kommet ihr erst mit Mühe dahin wo wir schon längst waren.

Astyages. Kind, wir leiden bey diesen Umwegen nichts. Koste nur, und du wirst erfahren, daß es ganz angenehm sey.

Cyrus. Aber sehe ich nicht Großvater, daß auch du einen Widerwillen gegen diese Speisen hast?

Astyages. Und wodurch bezeigte ich den?

Cyrus. Hast du Brod angefasset, so sehe ich nicht, daß Du deine Hand woran abwischest; berührest du aber von jenen Speisen etwas, so reinigest Du alsobald die Hand an einem Tuche, als wenn es dir offenbar verdrüßlich wäre, daß sie davon voll gewesen.

Astyages. Denkst du das mein Sohn, nun so laß doch wenigstens bey dem Fleische es dir wohl seyn, dann wächsest du und kommst als Jüngling nach Hause. Nun ließ er ihm viel Schüsseln mit Wildpret, oder mit Fleisch von zahmen Thieren vorsetzen.

Cyrus, da er soviel vor sich sahe, sprach: Großvater, giebst Du mir alles dieses Fleisch, daß ich damit machen kann was mir gefällt?

Astyages.

Astyages. Nicht anders, mein Kind.

Darauf nahm Cyrus das Fleisch, theilte es den Dienern seines Großvaters aus, und begleitete jedes Geschenk mit einem Zuspruch: dir gehört das, weil du gefällig mich reiten lehrest; dir aber, weil du mir ein Wurfspieß gegeben: denn nun habe ich einmal so was. Dir gebe ich das, weil du dem Großvater anständig aufwartest: dir aber, weil du meiner Mutter mit Ehrfurcht begegnest; so macht er es, bis alles Fleisch, was er empfangen, vertheilt war.

Astyages. Und dem Sacas, dem Mundschenk, den ich vorzüglich in Ehren halte, giebst du nichts? Sacas war ein schöner ansehnlicher Mann, und hatte das Amt, dem Astyages denjenigen zuzuführen, die etwas bey ihm suchten, Leute mit unschicklichen Gesuchen aber zurückzuweisen.

Cyrus versetzte dreuste, als ein Knabe, der gar nicht blöde war: warum Großvater, hältest du denn diesen so in Ehren? Astyages antwortete scherzend, siehest du nicht, wie schön und anständig er den Wein schenket.

Cyrus. Gieb Großvater dem Sacas den Befehl, daß er mir einmal das Trinkgefäß gebe, und denn will ich sehen, ob ich auch so nett das Getränk eingiessen, und dich, wo möglich, gewinnen kann. Astyages gab den Befehl. Cyrus ergrif den Becher, schwenkte ihn eben so nett aus, wie er es an dem Sacas gesehen, fassete ihn mit drey Fingern, hielt ihn schwebend, und stand nun vor dem Großvater mit einem Gesicht so voll Ernst und Amtseifer, daß Mutter und Großvater laut lachen mußeen. Selbst Cyrus brach in Lachen aus,

sprang

sprang auf den Großvater zu, küssete ihn, und rief zugleich aus: o Sacas, es ist aus mit dir; durch mich kommst du um deine Stelle, denn in allen andern Stücken werde ich es artiger machen, denn du, und denn trinke ich nicht selbst den Wein aus.

Astyages. Und was bedeutet das, Cyrus, alles andere, nur das Einschlurfen beym Weinkosten nicht, hast du dem Sacas nachgemacht?

Cyrus. Deßwegen wars, weil ich in der That fürchtete, es möchte in dem Gefässe Gift mit eingemischt seyn. Denn da du an deinem Geburtsfeste den Vornehmsten des Reichs ein Mahl gabest, so sahe ich offenbar, daß dieser euch Gift eingegossen.

Astyages. Und wie bemerktest du dieses mein Kind?

Cyrus. Bey den Göttern, daran merkte ich es, da ich nichts festes, weder in euren Gedanken, noch in euren Bewegungen bemerkte. Denn zuerst thatet ihr das selbst, was ihr an uns Kindern nicht leidet; denn alle schriet ihr zugleich, und wurdet doch nicht klug einer aus dem andern; ihr sanget auf eine sehr lächerliche Weise, und da ihr den, der da gesungen, nicht einmal gehöret; so schwuret ihr doch, er sänge aufs beste. Jeder von euch rühmte seine Stärke, da ihr nun aber zum Tanz aufgestanden, so vermochtet ihr so wenig in der Reihe zu tanzen, daß ihr euch nicht einmal aufrecht erhalten konntet. Kurz ihr hattet vergessen, du, daß du König seyest, die andern, daß du ihr Oberherr.

Astyages. Nun, dein Vater, wird der nie trunken, wenn er trinkt?

Cyrus. Nein, warlich nie.

Astyages. Wie macht er es denn?

Cyrus. Er höret auf Durst zu haben. Kein ander Uebel entspringt daraus. Ich denke Großvater, es sey deßwegen, weil Sacas ihm nicht Wein eingiesset?

Die Mutter sprach darauf, was ist die Ursache, mein Sohn, warum du gegen den Sacas so feindselig losziehest?

Cyrus. Warhaftig! ich muß ihn hassen; denn sehr oft, wenn ich nun solche Lust habe, zu meinem Großvater hinein zu laufen; so hält mich dieser häßliche Mensch ab. Aber Großvater, ich bitte demüthig, laß mich drey Tage über ihn den Herrn spielen.

Astyages. Und wie würdest du denn deine Herrschaft über ihn ausüben.

Cyrus. Ich wollte so, wie er im Eingange stehen, und wenn er denn zum Mittagsmahle herein gehen wollte, so würde ich sagen, es gehe noch nicht an, denn der König sey noch in wichtigen Unterhandlungen. Käme er denn zur Abendmahlzeit; so würde ich sagen, er ist im Bade. Hätte er denn ganz besondern Trieb zum Essen, so würde ich sagen, er ist im Serail. Und so wollte ich ihn aufziehen, so wie er mich aufziehet, wenn er mich von dir abweisset.

Solche Belustigungen gab Cyrus ihnen über der Mahlzeit. Den Tag über aber, wenn er merkte, daß der Großvater oder Oheim etwas nöthig hatte, so war es jedem andern schwer,

schwer, ihm in der Verrichtung dieser Dinge zuvorzukommen. Denn des Cyrus ganze Freude war es, wenn er nur irgend sich ihnen gefällig bezeigen konnte.

Christian Heinrich Heinecke gebohren zu Lübeck den sechsten Februar 1721. war ein frühzeitig unterrichtetes und gelehrtes Kind. Im Alter von drey Jahren und einigen Monathen wußte er schon die Geschichte aller alten Völker, und, unter den neuern, die Geschichte der Dänen vorzüglich genau und vollständig. Aller Europäischen Fürsten Nahmen und Abstammung konnte er hersagen, in der Geographie aller General- und Special-Charten nach allen Theilen erklären, und bey jedem Orte die Merkwürdigkeiten genau angeben. Er wußte nicht nur viele Stellen der heiligen Schrift, viele ihm angesagte Religionswahrheiten, sondern er führte sie auch zur rechten Zeit an, wie er denn überhaupt das, was er wußte, bald untereinander verglich, bald mit dem, was seine wenige Erfahrung ihm darbot. Er machte passende und auch witzige Anmerkungen, urtheilte oft sehr richtig über Fälle, die zuerst ihm vorkamen. Er hatte acht tausend lateinische Vocabeln behalten, wußte den Orbis pictus auswendig, sprach lateinisch und französisch, konnte mit Anstand auswendig gelernte Reden hersagen, kannte kein anderes Vergnügen als Lernen, und wurde von allen, die es sahen, bewundert. Der Ruf von diesem Kinde hatte sich weit verbreitet, es sollte dem Könige von Dännemark vorgestellet werden. Auf diesen Augenblick wartete der kleine Heineke mit

grossem

grossem Verlangen, fragte oft: weiß nun König Friedrich der Vierte von mir? Bat jeden die Audienz zu befördern, den König daran zu erinnern, zählte die Stunden, ehe sein Wunsch erfüllt ward, ward krank für Verlangen, und als endlich die erwünschte Bothschaft kam, erholte es sich, und rief aus: o nun venit post multos hora serena dies! und am Tage, da es vor dem König erscheinen sollte, stand das Kind für Verlangen schon vor der Morgenröthe aus dem Bette auf. Indessen war ihm der Kopf geschwollen, und jeder der Anwesenden drang darauf, des Kindes zu schonen, und es nicht vor den König zu führen, nur der kleine Christian bat unabläßig, die Aufwartung nicht aufzuschieben, er wird noch kränker, ruft selbst aus, ich bin krank, aber kleidet mich nur an, rebus in adversis melius sperare memento; reisset sich mit Gewalt aus dem Schlafe, der ihn oft überfiel, spricht Stundenlang dreust und munter vor dem König, bis er für Mattigkeit nicht mehr vermochte. Wenige Tage darauf sollte er des Königs Geschwistern vorgestellet werden, läßt sich schon ankleiden, und ist lauter Frölichkeit. Es kommt die Nachricht, er würde vielleicht folgenden Tag erst gerufen werden, nun weint er für Verdruß. Er wird dennoch denselben Tag vorgefordert, nun hüpft er wiederum für Freuden, treibt seine Amme, ihn eilfertig anzuziehn, und seinen Kutscher, ihn schnell zu fahren, und kehrt dann geschmeichelt durch den Beyfall der Hohen, aber ermattet und entkräftet am Körper zurück.

Als der Herzog Pico von Mirandula noch ein Kind war, war er seines großen Verstandes wegen sehr berühmt. Er war noch nicht neun Jahr alt, als man schon seine witzigen Einfälle in ganz Italien bewunderte. Ein alter Doktor sagte einmal in seiner Gegenwart, daß die Kinder, welche in ihrer Jugend so viel Verstand hätten, als der kleine Pico, in ihrem Alter gemeiniglich dumm würden. „Sie müssen also, versetzte der Prinz lebhaft, in ihrer Jugend wohl viel Verstand „gehabt haben.„

Als ein gewisser Herzog von Braunschweig, in Venedig war, sprach ihn ein armer Knabe um ein Allmosen an. Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld; der Knabe erbot sich, er wollte gehen, und ihm wechseln lassen. Den Herzog deuchte dies lächerlich. Um den Knaben loß zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihm behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog gerührt und voll Verwunderung, über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den angesehensten Ehrenstellen. —

Der Athenienser Cimon war noch sehr jung, als sein Vater Miltiades in dem Gefängnisse, worinn er schon lange schmachten müssen, endlich für Elend umkam. Die harten Athenienser wollten nicht einmal den Leichnam zur Beerdigung

gung ausliefern. Cimon stand nicht lange bey sich an, sondern eilte den Richtern anzuzeigen, wenn sie erlauben wollten, daß der Körper seines Vaters beerdiget würde, so sey er bereit, sich dem Gefängniß und den Banden statt des entseelten Vaters zu überliefern. Die Richter nahmen die Anerbietung an, und Cimon gieng willig in das Gefängniß, worinn sein Vater verschmachtet war.

Was hast du gelernt?

Ein Lacedämonier, der die Aufsicht über einen jungen Menschen übernommen hatte, wurde gefragt, was er ihm beybringen wollte? Ich will ihn, sagte er, dahin zu bringen suchen, daß er ein Vergnügen an wohlanständigen Dingen, und einen Abscheu für schädliche Dinge habe.

Agesilaus wurde gefraget: wodurch ein junger Mensch sich Hochachtung erwerben und empor kommen könne? Dadurch, antwortete er: daß er lernt gut reden, und noch besser handeln.

Als Johannes Sobiesky, der nachher König in Pohlen geworden ist, mit seinem Bruder auf Reisen gehen wollte, sagte ihr Vater beym Abschied: Gehet meine Kinder, und lernet alles, was nützlich ist. Was das Tanzen betrift, so werdet ihr nach eurer Zurückkunft es mit den Tartarn lernen. (Polen stund damals in Krieg mit ihnen.)

Der Arthenienser Themistokles war in seiner Jugend einsmals in einer Gesellschaft, in welcher man endlich lustig wurde, und sich mit Musik und Tanzen die Zeit vertrieb. Da

er aber diese Dinge nicht mitmachen konnte, spotteten seine Kameraden darüber, worauf er sagte: Die Leyer kann ich nicht spielen, aber wie man eine Stadt groß und berühmt machen könne, das glaube ich zu wissen.

Vortheil — Gerechtigkeit.

In der Erziehungsanstalt der alten Perser, wo ohne Unterschied, alle Knaben der ganzen Nation versammlet waren, fand sich es einst, daß ein grosser Knabe einen kürzern Rock, ein kleiner aber einen langen Rock trug. Der grosse Knabe, welcher der stärkere war, zog dem kleinen den längern Rock aus, zog ihn selbst an, und gab ihm dagegen den seinigen. Cyrus, welcher, wie abwechselnd auch andern Jünglinge, diesmal Richter dieser Streitigkeit seyn sollte, entschied, es sey allerdings besser, daß jeder den Rock habe, der ihm passe. Der Lehrer aber schlug wegen dieses Urtheils den Cyrus.

Glückseligkeit auch wo es nicht so scheint.

Solon behauptete, zu den glückselichsten Menschen gehörten Cleobis und Byton, zween Brüder die ein vollkommnes Muster der brüderlichen Freundschaft und der Ehrerbietung gewesen wären, die man den Eltern schuldig sey. Als ihre Mutter, eine Priesterinn, an einem hohen Feste sich in den Tempel der Juno begeben sollte, und ihre Ochsen allzulange aus-

blieben,

blieben, spanneten sie sich selbst an, und zogen den Wagen ihrer Mutter bis zum Tempel zwo Meilen weit fort. Alle Mütter wünschten ihr, voll Verwunderung und Entzückung darüber, Glück, daß sie solche Söhne zur Welt gebracht hätte. Sie selbst von der stärksten Empfindung der Freude und Erkenntlichkeit durchdrungen, flehete die Göttinn inständig an, sie möchte ihren Kindern das beste Glück der Menschen zur Belohnung geben. Sie ward erhört. Nach vollbrachtem Opfer fielen die Söhne auf der Stelle in einen angenehmen Schlaf, und endigten durch diesen sanften Tod ihr Leben. Zur Verehrung ihrer Frömmigkeit richteten ihnen die Argiver in dem Tempel zu Delphi geheiligte Säulen auf.

Die Römerin Cornelia, die vortrefliche Mutter der Gracchen, war eine der vornehmsten Damen ihrer Stadt, und erzog ihre beyde Söhne und eine Tochter so vortreflich, daß sie die Bewunderung der ganzen Stadt waren. Einst besuchte Cornelia eine andere Dame. Diese kramte alle ihre Juwelen, Perlen, und andere Kostbarkeiten aus, und bat sie darauf, sie möchte ihr doch auch ihren Schmuck zeigen. Denn nach ihrem hohen Stande könnte sie vermuthen, daß er alles in der Art übertreffen müsse. Eben waren ihre Kinder in der Schule. Cornelia lenkte also das Gespräch auf andere Dinge, um Zeit bis zu ihrer Zurückkunft zu gewinnen. Als sie kamen und in das Zimmer traten, stellet sie ihr dieselbigen vor, und sagte: Dieß sind meine Juwelen; Dieß ist mein Schmuck.

Der Schein der Glückseeligkeit.

Damokles ein Hofbedienter des Dionysius von Syrakus rühmte alle Tage die Grösse, den Reichthum, und die Pracht seines Herrn. Weil du so denkest, sagte der Tyrann einmal zu ihm, willst du meine Stelle vertreten und meine Glückseligkeit selbst empfinden? Damokles nahm dies Anerbieten mit Freuden an. Man setzte ihn auf ein goldenes Bette, das mit den reichsten gestickten Teppichen bedeckt war. Die Schenktische waren voll goldener und silberner Gefässe. Schöne und prächtig gekleidete Sklaven standen um ihn herum, bereit, ihm auf jeden Wink aufzuwarten. Es fehlte ihm weder an leckerhaften Speisen, noch Getränken. Die Tafel war aufs köstlichste besetzet. Damokles hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Auf einmal hob er die Augen in die Höhe, und ward die Spitze eines Degens gewahr, der über seinem Haupte nur an einem Pferdehaar hieng. In dem Augenblick überlief ihn ein kalter Schweiß. Nun reizte ihn nicht mehr der prächtige Anblick, er sah nichts als den Degen, nichts als seine Gefahr, bat, daß man ihn möchte gehen lassen, und verlangte nicht weiter, auf diese Art glücklich zu seyn.

Glückseligkeit durch Umwege gesucht.

Als Pyrrhus, König in Epirus, sich zu einem Krieg gegen die Römer rüstete, fiel zwischen ihm und seinem Minister Cineas folgendes Gespräch vor:

Cineas.

Cineas. Die Römer sind zwar sehr mächtig, und haben schon viele Völker überwunden, und ihrer Herrschaft unterworfen; doch will ich hoffen, daß die Götter dir den Sieg verleihen werden. Wenn du sie nun wirst überwunden haben, was wirst du hernach vornehmen?

Pyrrhus. Alsdenn werde ich nach Sicilien hinüberschiffen, und mit den römischen Soldaten die Insel erobern.

Cineas. Und wenn wir denn Sicilien haben werden, was wirst du hernach unternehmen?

Pyrrhus. Nach Afrika übersetzen, Carthago und die dortigen Länder erobern.

Cineas. Und wenn du nun alles wirst erobert haben, was zu erobern ist, was denn?

Pyrrhus. Alsdenn wollen wir uns zur Ruhe begeben, und uns gute Tage machen.

Cineas. Wenn dieses deine letzte Absicht ist, was hindert dich denn itzo gleich dabey anzufangen, da du, als ein reicher und mächtiger König es thun kannst? warum willst du durch so viel Mühe und Gefahr, und durch so viel Gewaltthätigkeit suchen, was du schon hast?

Ein jeder thue das Seinige.

Als Paulus Aemilius die Feldhernstelle gegen den macetonischen König Perseus angetreten hatte, fand er, daß weder Zucht noch Ordnung in dem Heere war. Die Soldaten setzten sich, wie müßige Leute thun, truppweise zusammen, plauderten über den Krieg, und prahleten mit ihrer eingebildeten Geschicklichkeit; jeder glaubte im Stande zu seyn, den

Krieg selbst zu führen. Der Feldherr hielt eine kurze und nachdrückliche Rede an sie. Sehet ihr zu, daß eure Schwerdter und Spiesse gut geschliffen und scharf sind, für alles übrige laßt mich sorgen.

Was sich schickt?

Themistokles sah, als er einsmals am Gestade des Meeres spazierte, einige ans Land geworfene todte Körper, die goldene Armspangen an sich hatten, und sagte zu einem, der ihn begleitete: Heb dir diese auf, denn du bist nicht Themistokles.

Höflichkeit belohnt sich selbst.

Sokrates grüßte einen jungen Griechen auf der Straße, ohne daß dieser, der nur für Kleiderpracht eingenpinnen war, ihm dankte. Des Sokrates Freunde wurden darüber hitzig. Allein Sokrates sagte ruhig: Warum werdet ihr doch so böse? Etwa darumb, daß dieser Mensch nicht so höflich ist, als ich bin?

Einigkeit macht stark.

Scilurus soll achtzig Söhne gehabt haben, Auf seinem Todbette, da alle um ihn herumstunden, und auf seinen letzten Segen warteten, wies er ihnen einen Bündel von achtzig zusammengebundenen Pfeilen, und hieß die Söhne den einen nach dem andern versuchen, dieses Bund Pfeile entzwey zu brechen. Da keiner Stärke genug dazu hatte, lies er jeden seinen Pfeil herausnehmen, der den einzeln leicht zer-

zerbrach. Und nun gab er ihnen dabey die Lehre: Merket es, meine Söhne, ihr werdet so lange unüberwindlich, und für jedermann gesichert seyn, als ihr einig seyn werdet.

Bedachtsamkeit.

Die meisten Fehler und Vergehungen kommen von der Unbedachtsamkeit her. Man fehlet selten aus Vorsatz, noch seltner aus Unwissenheit, am meisten aber aus Mangel der Ueberlegung, oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man sich zur Lehre nehmen kann. Wenn er nach dem Gebrauche der Griechen sich mit Laufen, oder einer andern Leibesübung erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern er füllete ganz langsam einen Eymer mit Wasser, und goß ihn wieder aus. Dieses that der Philosoph nicht blos deswegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern hauptsächlich, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man sich Zeit genommen, die Sache zu überlegen. Nirgend hat man die Bedachtsamkeit mehr nöthig, als im Reden. Es ist also eine wichtige Wahrheit die in dem Spruche des Poeten Simonides enthalten ist: Man bereut sehr oft was man geredet, aber niemals, was man verschwiegen hat.

Verschwiegenheit.

Ein griechischer Dichter, Nahmens Philippides, muß die Gefahr worinn man ist, wenn man wichtige Geheimnisse weis, lebhaft empfunden haben; denn als Lysimachus

chus, König in Macedonien, ihm einsmals sagte: Mein lieber Philippides, was kann ich dir denn von allem, was ich besitze, geben? antwortete er: Was du willst König, nur nichts von deinen Heimlichkeiten.

Wilhelm, Prinz von Oranien, war im Begriff, eine wichtige Kriegsunternehmung auszuführen. Einer seiner Obersten lag denselben sehr an, daß er ihm sein Vorhaben entdecken möchte. Der Prinz schien endlich geneigt dazu, nur unter der Bedingung, wenn er es keinem Menschen offenbaren wollte. Als nun der Oberste dieses auf das heiligste zugesagt, so sprach der Held: „Und Gott hat mir „eben diese Gabe, ein Geheimniß bey mir zu behalten, ge„geben.“

Mässigung.

Die wenigsten Menschen können es mit Geduld ertragen, wenn sie hören, daß andere übel von ihnen gesprochen haben. Sokrates vernahm mit der größten Gleichgültigkeit, daß jemand übel von ihm gesprochen habe, und sagte: Er mag mich auch prügeln, wenn ich nicht dabey bin.

Noch grössere Mässigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwey Soldaten, die draussen standen, sehr schimpflich und boshaft von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehöret hatte, machte er das Zelt auf und sagte zu ihnen: Wenn ihr so von mir reden wollt, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre.

Der

Der Vernünftige sieht auf das Wesentliche.

Es beklagte sich jemand gegen den Sokrates, daß in Athen zu leben, viel Geld erfordere, und rechnete ihm vor, wie theuer der Wein aus Chio, der Purpur, und dergleichen Kostbarkeiten seyen. Sokrates gieng mit ihm in verschiedene Laden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Das Mehl fand er ganz wohlfeil, die Oliven desgleichen, Hernach gieng er in Laden, wo gemeines Zeug zur Kleidung um einen geringen Preis zu haben war. Hierauf sagte der Weltweise: Er fände es ganz wohlfeil in Athen.

Wir können auf eine ähnliche Weise antworten, sagt Plutarchus, wenn sich jemand beklagt, daß unser Zustand gar zu schlecht sey, indem wir weder Länder zu regieren, noch Armeen anzuführen, noch sonst viel zu befehlen haben, oder etwas großes vorstellen. Unser Zustand ist glücklich, und ganz ansehnlich können wir sagen: Wir haben nicht nöthig, unser Brod zu betteln, noch dasselbe durch Schmeicheln zu gewinnen.

Das Reelle ist dem Scheinbaren vorzuziehen.

Der Pabst Paul der dritte spazierte einst zu Fuße. Nicht weit von Rom erblickte er einen schönen, noch aufgerichtet gehenden Greis, dessen Bart bis über den Bauch herunter hieng. Wie alt seyd ihr mein Freund? fragte der Pabst? „schon über neunzig Jahr.“ Wie lebt ihr dann? „Ich habe „ein kleines Meyerhöfchen in der Nähe, von dem ich mit „meiner Haushaltung lebe; ich gehe täglich nach ein paar „Meilen, theils Geschäfte wegen, theils Bewegung zu ha-

„ben. Ich habe ein Kind und ein Kindeskind, die mir vie„len Kummer verursachen." Allein wie erhaltet ihr euch bey diesen allen noch bey so muntern Kräften? „Vornemlich suche „ich mich aller nur möglichen Sorge zu entschlagen." Ihr scheinet mir ein so würdiger Mann zu seyn, daß ich euch eine Pension von hundert Goldgulden ausmachen will, damit ihr desto ruhiger leben könnet. „Ich danke dafür, heiliger Vater, „denn das würde mein Leben eher verkürzen als verlängern."

Unerschrockenheit.

Der Römer Fabricius war an den Pyrrhus König von Epirus gesandt worden, um mit dem Sieger, wo möglich einen Vergleich zu treffen. Pyrrhus hatte dem Fabricius bey der ersten Audienz Geschenke angeboten, die dieser aber ausschlug. In einer zweyten Zusammenkunft wollte er die Herzhaftigkeit des Fabricius, von der er so viel vernommen hatte, auf die Probe stellen. Er ließ also in eben dem Zimmer, wo er sich mit Fabricius unterreden wollte, einen großen Elephanten hinter einen Vorhang stellen. Fabricius erschien, und stand eben mit dem Rücken gegen den Vorhang, der den Elephanten verdeckte. Pyrrhus gab ein Zeichen, der Vorhang ward weggenommen, und das Thier streckte plötzlich, und mit einem erschrecklichen und fürchterlichen Gebrülle seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius. Er aber wandte sich ganz gelassen um, und sagte lächelnd zum Pyrrhus; so wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.

Edel=

Edelmuth und Treue.

In der Schlacht bey Fehrbellin saß der Kurfürst Friedrich Wilhelm auf einem weissen Pferde. Sein Stallmeister Froben bemerkte, daß die Schweden vorzüglich auf dieses Pferd zielten, weil es sich durch seine Farbe von den übrigen unterschied. Er bat daher seinen Herrn, daß er mit ihm tauschen möchte, und wendete vor, das Pferd des Kurfürsten wäre scheu. Kaum hatte dieser getreue Bediente einige Augenblicke darauf gesessen; so wurde er erschossen, und erhielt also durch seinen Tod das Leben des Kurfürsten.

Kunst ihre eigne Hülfe.

Ptolemäus, König von Egypten, war kein grosser Freund des berühmten Apelles. Als dieser nach einem Schifbruch nach Alexandrien hingerathen war, so wiederfuhr ihm bey Hofe nicht nur nicht die geringste Ehre, sondern es fanden sich auch boshafte Gemüther, die den Künstler in die Schlinge bringen wollten. Diese bestachen einen königlichen Hofbedienten, daß er den Mahler im Nahmen des Königs zur Tafel einladen sollte. Als Apelles nach Hofe kam, erzürnte sich der König über seine Kühnheit dergestalt, daß er ihn hart anfuhr, und ihn fragte, wer ihn genöthiget hätte? Er verlange schlechterdiengs, daß er den, der ihn eingeladen hätte, nennen sollte. Apelles ergrif ganz gelassen eine Kohle vom Kamin, und zeichnete die Gesichtsbildung desselben in so kennbaren Zügen, daß der König den Augenblick den Thäter entdeckte. Von diesem Augenblick an gab Ptolemäus dem grossen Meister alle Beweise seiner königlichen Gnade.

Ein närrisches Kunststück.

Ein Mensch besas die Kunst, daß er von einer ziemlichen Entfernung eine Linse durch ein Nadelohr werfen konnte. Er wünschte, vor den König Alexander gelassen zu werden, und versprach sich, wenn der König die Kunst gesehen, eine grosse Belohnung dafür. Als Alexander die Kunst gesehen hatte, ließ er dem Künstler eine Metze Linsen schenken, mit der Erinnerung, sich bey diesen Linsen fleißig in der Kunst zu üben.

Eine unnütze Kunst.

Ein berühmter Fresser wurde Heinrich dem Vierten, König von Frankreich, vorgestellet. Ist es wahr, fragte er, daß du so viel issest, als sechs Personen? „Ja, Sire.“ Und arbeitest du auch darnach? „Ich arbeite so viel, als ein ande„rer von meinen Kräften und Jahren.“ Höre, Elender, versetzte der König, hätte ich sechs solche Kerls in meinem Königreiche, ich wollte sie alle aufhängen lassen.

Leichtsinn.

Die Athenienser machten einen Aufstand wider den Demetrius, er belagerte die Stadt und eroberte sie, da eben ihre Lebensmittel alle waren. Das erste, was er that, war, unter die Bürger eine grosse Menge Korn auszutheilen, davon er ihnen ein Geschenk machte; dann bestieg er die Rednerbühne, und hielt eine sehr rührende Rede an das Volk. In der Hitze sprach er ein Wort nicht rein genug aus, einer aus den Bür-

gern

gern konnte sich nicht erhalten, ihn zu tadeln, und ihm die rechte Aussprache der Worte auf die Bühne zuzurufen.

List.

Ein Betrüger kam nach Macedonien, und gab vor, daß er ein Geheimniß wisse, alle Nachstellungen zu entdecken. Der König war begierig, diese Kunst zu lernen. Hierauf raunte ihm der Betrüger ins Ohr: das Geheimniß beste- het darinn, daß du mir ein Talent giebst, damit man glau- be, daß du das Geheimniß wissest.

Unschuldige List.

Der Perser Schach kam einst von der Jagd zurück, und gab den besten Falken, den er sehr liebte, mit der Verwar- nung dem Aufseher zurück: sorge mir für diesen Vogel; der erste, der mir sagt, er sey todt, der soll sterben. Wenige Tage nachher stirbt der Falke. Der Aufseher, ausser sich für Kum- mer, versammlet die weisesten des Hofes, zeiget ihnen den todten Vogel, der nun die Ursach seines Todes werden muste. Keiner wuste, was hier zu thun sey, sie lassen den Kalenajet, den Hofnarren des Schach rufen, und bitten ihn, dem Mo- narchen den Tod des Vogels zu berichtigen. Er lässet sich end- lich erweichen. Er tritt zum Schach herein, und auf die Frage: was es Neues gäbe, sucht er durch ausdrückende Stellungen das abzubilden, was er in dem Falkenbehältnis gesehen, hütet sich aber den Namen Falken zu nennen. Dar- auf fügt er die Erzählung hinzu, er habe einen vortreflichen

Vogel

Vogel gesehen, hingestreckt und auf einer prächtigen Decke, Kopf, Flügel und Klauen seyen anständig ausgestreckt gewesen, um dies Lager her haben die Grossen des Hofes gesessen mit hängendem Haupte und seufzend, der Aufseher der Falken aber habe geweinet, und sey für sein Leben besorgt gewesen. Wie, sagte der Schach, der nun alles verstand, ist mein Falke todt? Ey, antwortete Kalenajet, wie leid thut es mir um dein Leben, du bist der erste gewesen, der den Tod des Falken verkündiget. Der Schach konnte nun keinen Hofbedienten mehr strafen, und beruhigte sich frühzeitiger.

Rühmliche List.

Der Kayser Conrad der Dritte belagerte Welfen, Herzogen von Bayern in Winsberg. Dieser sahe sich durch Hunger so bedrängt, daß er dem Kaiser die vortheilhaftesten, ja von seiner Seite schimpflichste Bedingungen anbot, um nur Leben und Freyheit dagegen zu erhalten. Aber der Kaiser schlug alle Anerbietungen, und versprach nichts, als daß er den Edeldamen Freiheit, Schutz, nnd die Erlaubnis zugestehen wolle, aus der Festung zu ziehen, und so viel mitzunehmen, als jede tragen könnte.

Die Stunde zum Abzuge war da, die Thore wurden geöfnet, man wartete im Lager jede mit ihren besten Kleidern und Kleinodien kommen zu sehen, allein jede trug ihren Ehemann und ihre Kinder auf ihren Schultern, und selbst der Herzog kam auf diese Weise aus der Festung. Diese zärtliche Mütter und Gattinnen waren nun stark genug, eine solche

Last bis zur Stadt hinans tragen. Den Kaiser rührte dieses Schauspiel so, daß er für Freude weinte, sich mit dem Herzog versöhnte, und den Edeldamen ihr Geschmeide und Güter zurückgeben ließ.

Närrische Eitelkeit.

Kallipedes, ein ehemals in Griechenland berühmter Schauspieler, sah einmals den spartanischen König Agesilaus auf einem Spatziergange, grüßte ihn, als einer, der mit ihm bekannt wäre, und drängte sich immer näher an ihn, um sich zu zeigen, und in der Hofnung, der König würde sich vor allen andern mit ihm in ein Gespräch einlassen. Da der König gar nicht auf ihn Achtung gab, so fing endlich der Schauspieler selbst an, ihn anzureden: Wie König, kennst du mich denn nicht? O ja, antwortete Agesilaus, du bist ja Kallipedes der Gauckler. Er fuhr gleich darauf fort, mit denen, die ihn begleiteten, zu reden, ohne weiter auf den Kallipedes zu sehen.

Diejenigen, welche nach äusserlichen Ehrenzeichen streben, ohne sie verdient zu haben, mögen folgendes sich zur Lehre nehmen.

Demarat, ein Lacedemonier, hielt sich am persischen Hofe auf, und machte sich so beliebt, daß der König ihn ermunterte, sich eine Gnade auszubitten. Er bat sich also die Erlaubnis aus, mit einem königlichen Hute auf dem Kopf, durch Sardes zu reisen. Einer der gegenwärtigen Hofleute

nahm

nahm ihn bey der Hand, und sagte ihm: Damarat, dieser Hut findet kein Gehirn, welches er bedecken könnte, und du würdest darum nicht Jupiter seyn, wenn du gleich den Donnerkeil bekämest.

Grundsätze eines Königs.

Die Truppen Heinrichs des Vierten, die nach Deutschland giengen, hatten in Champagne einige Bauerhäuser geplündert, unverzüglich sagte der König, da er es erfuhr, macht euch auf den Weg, (er redte mit den Officieren,) haltet die Truppen in Ordnung, ihr müsset mir dafür stehen. Wenn man mein Volk ruiniret, wer wird mich ernähren? wer wird die Last des Staats tragen? wer wird euch Herrn den Sold bezahlen? bey Gott, man vergreift sich an mir selbst, wenn man sich an meinen Uuterthanen vergreift.

Philipp der Schöne, König von Frankreich, war durch Misverständnisse und Aufhetzungen mit dem Pabst Bonifacius dem Achten in Uneinigkeiten gerathen, die ihm viel Verdrus machten. Einige seiner Hofleute riethen ihm, den Bischof zu Pamiers zu strafen, und sich an diesem Prälaten zu rächen, der größtentheils an den Uneinigkeiten Schuld sey. „Ich kann es thun, antwortete Philipp, aber es ist schön, „dies können, und es doch nicht tuhn.“

Kaiser Carl der fünfte hatte für jemand einen Freyheitsbrief unterzeichnet. Als man ihm aber vorstellte, daß dadurch die

die Rechte anderer gekränket würden, so zerriß er denselben wieder, ohne alle Weitläuftigkeit. Denn, sagte er, ich will lieber meine Unterschrift, als mein Gewissen vernichten.

Der König und der Mensch.

Philipp der Zweyte, König von Spanien, spazierte einst ganz allein in den Zimmern des Escurials herum, als ein ehrlicher Handwerksmann, der die Thüre offen sah, hinein trat. Voll Erstaunen über die vortreflichen Gemählde, womit die Zimmer ausgeschmückt waren, wandte er sich an den König, den er für einen Aufwärter des Klosters hielt, und bat ihn, er möchte ihn erklären, was die Gemählde vorstellten. Philipp führte ihn mit aller Herablassung eines Laienbruders durch alle Zimmer, und gab ihm so viel Befriedigung, als er nur wünschen konnte. Beym Abschiede nahm ihn der Fremde bey der Hand, drückte sie ihm sehr freundschaftlich, uud sagte: „Ich bin euch herzlich verbunden, mein „lieber Freund, ich wohne in der St. Martinsgasse, und „mein Nahme ist Michael Bambis, wenn ihr in die Gegend „kommt, und wollt bey mir eintreten, so stehet ein Glas guter Wein euch allemal zu Dienste." — Und mein Nahme, antwortete der König, ist Philipp der Zweyte, und wenn ihr in Madrit bey mir eintreten wollt, so will ich euch ein Glas geben, das eben so gut ist.

Mutterwitz ist mehr werth, als übelverdaute Gelehrsamkeit.

Ein Advocat, der die Sache eines Tapeziers gegen eine gemeine Bürgersfrau vertheidigte, machte aus der einfachsten Sache ein grosses Gewäsche. Die Frau ward ungeduldig, und unterbrach den Advocat. „Der Handel, meine Herren, „sagte sie, ist kurz dieser: ich habe dem Tapezier hier hundert Thaler für eine flandrische Tapete versprochen, welche „stark und fein wäre, und schöne Figuren habe, so schön wie „der Herr Präsident da: nun will er mir eine grobe, schlechte, „beschmierte geben, die Figuren hat, so häßlich wie der Advocat hier. Bin ich wohl noch verbunden, das Versprochene „zu halten?“ Der wirklich häßliche Advocat ward ganz confus, und der wirklich schöne Präsident so geschmeichelt, daß die Frau den Proceß sogleich gewann.

Die Antwort.

Der Kardinal Campeji gerieth einst mit einem gewissen Herzog von Modena in einen heftigen Wortwechsel. Dieser warf jenem vor, daß sein Vater ein Schweinhirte gewesen sey. — Ganz gewiß! versetzte der Cardinal; und wenn der Ihrige einer gewesen wäre, so würden Sie unfehlbar noch einer seyn.

Ludwig der Eilfte hatt als Dauphin bisweilen bey einem Bauer in Burgund gegessen. Als er nun auf den Thron

gelanget

gelanget war: so erschien der Bauer, und machte ihm ein Geschenk mit einer Rübe von ungewöhnlicher Größe. Ludwig nahm dieses Geschenk sehr gnädig auf, und ließ dem Bauer eine ansehnliche Summe Geldes dafür bezahlen. Der Herr des Dorfes, dem der Bauer sein Glück erzählte, glaubte noch mehr zu gewinnen, wenn er den König mit etwas beschencken könnte, das einem grossen Herrn noch anständiger wäre. Er begab sich demnach mit einem der schönsten Pferde, das er in seinem Stall hatte, an den Hof. Ludwig nahm sein Geschenk eben so gnädig auf, als er zuvor die Rübe aufgenommen hatte. Nachdem er viel zum Lobe des Pferdes gesagt, setzte er hinzu: „Man hole mir meine Rübe her — „Hier mein Freund sagte er zu dem Landjunker, habt ihr eine „Rübe, die in ihrer Art eben so selten ist, als euer Pferd, ich „beschenke euch damit, und bedanke mich.

Ein gewisser Gelehrter überreichte einem grossen Herrn ein Buch von den Königreichen im Mond, und wünschte ihm, die Oberherrschaft über dieselben. Nachdem der Prinz einige Blätter gelesen hatte, so sagte er: „Ich bin euch sehr für euren Wunsch verbunden. Sobald ich das Reich, das ihr so „schön beschreibet, werde erobert haben, so will ich euch zu „meinem Statthalter darinn machen.“

Als man dem Bothschafter, den Carl der V an den türkischen Hof geschickt, bey der Audienz kein Polster auf die Erde geleget hatte, um darauf nach türkischer Art zu sitzen

und ihm also, und zugleich dem Herrn, in dessen Nahmen er erschien, eine Ehre versagte, die ihm gebührte; so rettete er dieselbe durch einen geschwinden Einfall. Er breitete seinen Mantel auf die Erde und setzte sich darauf. Als ihn nach vollendeter Audienz die Türken erinnerten, den Mantel mitzunehmen, so sprach er entschlossen; „Mein Kayser pflegt „seinen Stuhl nicht mitzutragen."

Ein Grieche, der eben nicht der beste war, ließ über seine Hausthüre diese Worte setzen: Es müße nichts Böses hier herein kommen. Als Diogenes dieses sah, fragte er: Wie kommt der Eigenthümer dieses Hauses herein?

Fabeln und Erzählungen.

Ein durstiger Staar fand eine Flasche mit Wasser; allein dieses stand nicht höher, als bis an den Hals der Flasche. Der Staar versuchte, ob er nicht mit seinem Schnabel ein Loch hinein pikken könnte: vergebens, denn die Flasche war zu fest. Drauf wollte er sie umwerfen, sie war ihm aber zu schwer. Endlich hatte er einen Einfall, der ihm glückte. Er warf kleine Steinchen hinein. Dadurch machte er, daß das Wasser immer höher stieg, bis er es mit dem Schnabel erreichen konnte.

Mit einem erfindsamen Kopfe richtet man mehr aus, als mit blosser Leibesstärke. Allein man muß sichs nicht verdriessen lassen, weiter nachzudenken, wenn einem nicht gleich der erste Einfall gelingt.

Ein

Ein Fuchs, dem itzt eben eine fette Gans entflogen, die er schon fast bey den Federn hatte, schlich voller Unmuth hinter einem Zaum herum, und lauerte mit Ungeduld auf ein anderes Frühstück. Da sah er einen Adler in der Luft schweben. „Ach! dachte er bey sich selbst, wer doch fliegen könnte, „wie dieser Vogel! Ja könnt ich das, mir sollte nichts entwi„schen, wenn ich einmal meine Augen darauf geworfen hätte. „O wie herrlich wollte ich leben.“ Indem geschah ein Schuß und der Adler fiel todt aus der Luft herab. Der Fuchs erschrack und sagte: „wie froh bin ich, daß ich nicht an seiner „Stelle war! Nein es ist doch sicherer, hier unten herumzu„schleichen, als oben zu fliegen in der Luft, wo der mächtige „Mensch einen immer im Gesichte hat, und einen ehe man „es sich versieht, herunter stürzen kann.“

Ein gefräßiger Hund lief mit einem Stücke Fleisch über eine schmale Brücke, da sah er im klaren Bache sein Bild, und meynte, es sey ein anderer Hund, der auch ein Stück Fleisch trüge. Augenblicklich ward seine unersättliche Habsucht rege, und schnell wollte er es dem andern aus den Zähnen reissen. Aber indem er darnach schnappte, fiel ihm sein Stück Fleisch ins Wasser, und ehe er sich noch recht besann, hatten es die Wellen schon weit mit sich fortgenommen.

Ein Geitziger ist nimmer satt;
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Der Dieb und der Hund.

Ein Dieb wollte zur Nachtzeit bey einem reichen Manne einbrechen. Doch dieser hatt einen Hund, welcher das Haus treulich bewachte. Kaum näherte sich also der Dieb dem Hause, so fieng der Hund an, aus allen Kräfften zu bellen. Der Dieb reichte ihm ein Stück Brod, und redete ihm zu, damit er nur stillschweigen möchte. Allein der Hund ließ sich durch nichts bewegen, sondern sagte: „Geh, niederträchtiger, du willst „mich verleiten, gegen meinen Herrn untreu zu werden, der „mir so lange Brod und Nahrung gegeben hat. Nimmer„mehr sollst du deinen Zweck erreichen.“ Hiemit fieng er an, noch heftiger zu bellen, so daß die Leute im Hause erwachten, und der Dieb genöthiget war, sich eiligst davon zu machen.

Die Schnecke, der Esel, und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen, und einem trägen Esel, um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf komme würde. — Ihr könnt leicht denken, wie die beyden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit, und trat sogleich ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, liessen sie kriechen und sagten: wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben seyn, und sie über

ihre

ihre vergebne Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen. Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und nachdem er sich recht voll gefressen, legte er sich hin und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen daher, und fand bald Kameraden seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte, und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch, uud kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte itzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum aber hatte er ein paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. — Ach! dachte er, nun wäre die Mühe doch vergebens: sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? du mußt nun schon bey den Disteln bleiben. — Das Füllen gedachte nun auch um diese Zeit an seine Wette: aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt hatte, daß ihm voritzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und also das Salatbeet ebenfalls der Schnecke überlassen mußte.

Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam war, lag kraftlos vor seiner Höhle, und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht. — Denn wer betrübt sich wohl,

über den Tod eines Friedenstöhres, vor dem man nie ruhig und sicher seyn kann? — Sie freueten sich vielmehr, daß sie nun bald seiner loß seyn würden.

Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren alten Haß an ihm auslassen.

Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beissenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit den Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe.

Das edle Pferd allein stand dabey, und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du „nicht, fragte der Esel, dem Löwen auch eins hinter die Oh„ren geben?“ Das Pferd antwortete ernsthaft: Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.

Die Schmerl.

Ein kleiner Fisch, man nennt ihn Schmerl, wohnet einst in einem sanften, klaren Bach, der die schönsten Wiesen durchstreifte. Anmuthige Erlen schützten das Wasser vor der Mittagssonne, so, daß es immer kühl blieb, und Butterblümchen, Vergißmein nicht, und Maaslieben, die an beyden Ufern häufig wuchsen, spiegelten sich drinnen. So war der Fisch in seinem Zustande überaus glücklich. Aber von ungefähr, sah er einst durch die Gesträuche in der Entfernnug einen großen,

glänzen-

glänzenden See, den die Abendsonne aufs herrlichste verguldete. — Ach! sagte er: Es ist zwar gänz hübsch bey mir und es fehlt mir nichts: aber wie prächtig muß es dort seyn! Ganz gewiß tragen die Fische dort lauter goldne Schuppen zur Kleidung, denn wovon glänzte es sonst so? Und was das für eine Wohnung, gegen mein kleines enges Betchen ist, wo die Ufer beynahe zusammen wachsen. Ey, wie muß sichs dort lustig umher tummeln! Aber was verzögere ich, und drehe mich hier in dem kleinen Bezirk umher? Ich will nicht der Quere, sondern der Länge nach reisen. Vielleicht führt mich mein kleiner Strohm dort zu dem grossem herrlichen Wassergebiete.

Die Reise wurde angetreden, ungeachtet ihre Mutter und aller ihrer Verwandten und Freunde Zureden, daß sie es nicht thun sollte. Nach Wunsch des Fisches, ergoß sich auch dieser kleine Bach in jenen weiten See. Frolockend schoß die Schmerl hinein. Aber ach! kaum war sie drinnen: so fand sie tausenderley Ursache, ihre thörigten Wünsche zu bereuen. Das Wasser war so bitter gesalzen, das sie es immer wieder von sich geben mußte, wenn sie vom Durst gezwungen, ein paar Tropfen verschluckt hatte. Stets war der See mit Schifferkähnen bedeckt, welche Netze und Angeln auswarfen, die Bewohner desselbigen zu fangen. Und endlich streiften selbst unter dem Wasser grosse ungeheure Fische umher, die die kleinen ohne Barmherzigkeit verschlangen. Ueber ihr, unter ihr, neben ihr, drohten unaufhörliche Gefahren. O wie oft beseufzte sie ihren kleinen stillen Bach, den seligen Frieden,

die ungestöhrte Ruhe, den freundlichen Umgang ihrer lieben kleinen Mitbewohner, die kühlen erquickenden Schatten der Gesträuche, den süßen Trank, der sie erquickt — Sie wollte sich durch die Rückkehr retten: aber sie war so weit vom Ausgang ihres Baches verschlagen, daß alle ihr Bemühen umsonst war, und sie, abgemattet von den vielen Gefahren, denen sie immer auszuweichen suchte, endlich der Raub eines gefräßigen Hechtes ward. —

Der Greis und die drey Jünglinge.

Ein achtzigjähriger Greis pflanzete Bäume. Häuser zu bauen, gienge noch an, sagten drey Jünglinge aus der Nachbarschaft: aber in solchem Alter Bäume zu pflanzen! wahrhaftig der Alte muß nicht bey Sinnen seyn. Denn um des Himmels willen! welche Früchte hoffst du von dieser Arbeit einzuärndten? Du müßtest ja so alt werden, als ein Patriarch. Warum beladest du dein Leben mit Sorgen für die Zukunft, die doch für dich nicht ist? Laß die hohen Gedanken, laß die weitaussehenden Hoffnungen fahren! Das alles schickt sich nur für uns. — Auch nicht für euch, erwiederte der Alte. Das gute Glück kommt spät ins Haus und bleibt nicht lange. Kein Augenblick sagt für den andern gut. Diesen Schatten wird mir noch mein Urenkel verdanken. Soll ein Weiser nicht auch für anderer Vergnügen arbeiten? Seht, das ist eine Frucht, die ich schon heute schmecke; ich kann sie noch morgen, ich kan sie noch etliche Tage genießen. Ja, ich sehe vielleicht die Sonne mehr als einmahl noch auf eure Gräber scheinen!

Der Alte hatte wahr geredet. Der eine von diesen drey Jünglingen, im Begriff nach Amerika zu segeln ertrank im Hafen: der andere, der, sich einen Weg zu den höchsten Ehrenstellen zu bahnen, dem Staat im Kriege diente, verlohr sein Leben durch einen tödtlichen Schuß; der dritte fiel von einem Baume, den er impfen wollte: und weinend besuchte der Alte oft den Marmorstein, worunter ihre Körper lagen.

Der Trost.

Der persianische Gelehrte, Lockmann, erzählte von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, der Himmel mochte es auch noch so schlimm gehen lassen, ausser ein einzigesmal da ich barfuß gieng, und nicht so viel Geld hatte, daß ich mir ein paar Schuhe kaufen konnte. Ich gieng also ganz traurig zu Kufa in den Tempel; als ich daselbst einen Menschen antraf, der keine Füsse hatte, war ich mit meinen blossen Füssen gerne zufrieden, und dankte meinem Gott herzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja besser, keine Schuhe, als keine Füsse haben. Der gute Mensch wäre gerne barfuß gegangen, wenn er nur hätte Füsse gehabt.

Der Schmidt und der Schneider.

Ein Schneider gieng eines Tages bey einer Schmiede vorbey, und sahe den Leuten darinn ein Weilchen zu arbeiten. Mein Gott, sagte er zu dem Meister, wie ist es möglich, dies nur einen Tag auszuhalten? Erstlich, hier beständig vor dem erschrecklichen Feuer zu stehen, den abscheulichen Kohlendampf

einzuathmen; denn die großen Lasten von Eisen immer hin und her zu tragen, bey dem ungeheuren Ambose die fürchterlich schweren Hämmer zu heben, und so hart niederzuschlagen, daß die Arme mit fortzugehen scheinen, die Funken euch ins Gesichte springen zu laßen, daß der Kopf von dem erschrecklichen Getöse bersten möchte? — Und wie ist es möglich, antwortete der Schmidt, daß du, mein Freund, den ganzen Tag zusammen gekaucht, auf einem Flecke in einem Loche sitzen, eine kleine Nadel, die ich kaum fassen kann, fest halten, und so viel Millionen Stiche hin und her thun kannst, ohne daß dir der Rükken bricht, die Finger steif werden, und die Augen aus dem Kopfe springen?

Das wohlthätige Kind.

(Erasts jüngster Sohn läuft auf ihm zu, und umarmt seine Knie.)

Sohn. Mein lieber Vater!

Erast. Mein liebstes Kind! Woher kömmst du so munter?

Sohn. Ich komme dort vom Hügel, und verweilte mich bey dem kleinen Ziegenhirten. Wie hatte ich Mitleiden mit ihm.

Erast. Warum, mein Kind?

Sohn. Er saß da bey den Ziegen und weinte; ich habe, sprach er, heut den ganzen Tag nichts gegessen, und mich Armen hungert so sehr. Da hast du, was ich habe, iß da: und gab ihm mein Mittagbrod, das ich mir behalten hatte. Mich hat zwar auch gehungert; aber

aber wie hat es mich erfreuet, da ich ihn so begierig essen, und sich freuen sahe!

Kraft. O du gutes Kind! sey mir geseegnet!

Sohn. Das hätte ja der kleine Ziegenhirt auch gethan, wenn er was gehabt, und ich vor Hunger geweint hätte.

Kraft. Du wußtest doch, daß wir kein Brod mehr in der Hütte haben.

Sohn. Ich hatte ja das; und es hat mich recht gefreut, daß ichs ihm geben konnte. Ihr sagt ja: Gott im Himmel beschere denen immer, die andern gutes thun.

Das Kind und die Scheere.

„Kind! hub die Mutter an, Eins must du mir versprechen!
„Die Messer und die Gabeln stechen;
„Drum rühre keins von beyden an!
Allein die Scheere, sollt ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben:
„Nichts weniger! was dich verletzen kan,
„Sich niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht. Doch ein geheimer Trieb
Verschönert ihm die nun verbotne Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer' ist mein Vergnügen,

Sie

Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte das nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also kann ichs immer wagen.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein! ich sehe blos dich an;
O schöne Scheere, laß dich küssen,
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch. — — Schon griff es nach der Scheere!
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere.
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs — — und schnitt sich in die Hand.

Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin,
Ein Wandrer kommt und grüßet ihn;
Und fragt: Wie lange, Freund, hab ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehn?
Geh! spricht Aesop. — Und er: Das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,

Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
In wie viel Stunden? — Nun so geh! — Ich
sehe wohl
Brummt hier der Fremde, dieser Kerl ist toll,
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Und dreht sich weg, und geht.
He! ruft Aesop, ein Wort!
Zwey Sunden bringen dich an den bestimmten Ort.
Der Wandrer bleibt betroffen stehen:
Ey! ruft er, und wie, weißt du's nun? —
Und wie, versetzt Aesop, konnt ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehn?

Bewundert die Behutsamkeit
Des Phrygiers, ihr Richter unsrer Zeit!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus
Studiert beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit,
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! wir sind allein.
„Was giebts?“ Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein ängstlich Nein.

O lern doch unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren,
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.

Hier

Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht,
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen
Und ein Bürger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann,
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn:
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.

Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzem Glücke,
Noch hundert Gulden, nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank ich euch allein,
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Seegen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund. Das Geld ist dein,
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Amint.

Amint, der sich in grosser Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen.
Und ihm zehn Thaler vorzuschiessen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Doch gleich aufs erste Wort? Ach nein!

Er

Er ließ ihm Zeit erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehen,
Und zweymal nach der Thüre gehen.
Er warf ihm erst mit manchen harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böse Schuldner auf,
Und fuhr ihn, denn dafür war er ein reicher Mann,
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschliessen,
Dem redlichen Amint der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs pro Cent zehn Thaler vorzuschiessen.
Und dies pro Cent zog er gleich ab.
Indem, daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn,
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ih kriegt itzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an:
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten mahlen,
Ihm die par Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm, dieß wäre mir nicht lieb,
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amint dort hats gehört — und eilends gieng der Mann.

Amint!

Amint; fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr mir ja zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehöret. Ich will auch dankbar seyn
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn;
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhauß abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
Kurz, wollt ihr mich nicht als ein Zeuge kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr sprach Amint, ich habe seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sulzer, Johann Georg,

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens

Bd.: 1

Berlin 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 2527
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235185-7
VD18 90657683-ddd